

VERONICA

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Fräulein Clara Ziegler (mit Portrait). — Nooco, von Karl Frenzel. (Schluß). — Galanterie und Etiquette, von George Hesel. (Schluß). — Populäre Gesundheitspflege. Von einem Arzte. — Einleitung. — Flachs (mit Illustration von Kappis). — Gegen die „Frauen-Emancipation“, von Otto Slagau. I. — Aus Tausend und Einer Nacht, von Gustav Rasch. — Die Mode, von Veronica v. G. — Rathsel. — Ausübungen des Nebus und Räthsels Seite 168. — Correspondenz.

Fräulein Clara Ziegler.

Was immer uns die Bühne sei, wie hoch oder niedrig wir über ihre Ziele und Wirkungen denken, von ihren Angehörigen müssen wir des Dichters Worte gelten lassen, daß der Mensch mit seinen Zwecken wachse. Es ist nicht gleichgültig, ob der Schauspieler täglich einen deutschen Kleinstädter oder einen König Lear, die Schauspielerin eine Gurli oder eine Jungfrau von Orleans spiele. So gewißlich eine Bühne, auf der sozusagen noch das Echo Goethe'scher Verse schläft, durch eines Clowns rohe Späße entweicht wird, so gewißlich fällt ein Schimmer von den idealen Gestalten unserer Dichter auf die Darsteller selbst, auch wenn sie des Purpurs sich entkleidet haben. Mademoiselle Schneider vom Vaudevilletheater in Paris ist eine Künstlerin ersten Ranges in ihrem Fache, aber welche Mutter würde es mit Vergnügen sehen, daß ihre Tochter für die Großherzogin von Gerolstein schwärme? Dagegen, welche wird es tadeln, wenn ihr Kind einer Künstlerin wie Clara Ziegler mit feuchten Augen jubelt: „Du Einzige! Herrliche! wie schön! wie edel!“

Deshalb zögern wir nicht und schämen es uns zur Ehre, in unserem Kranze hervorragender Frauen der deutschen Schauspielerin einen Platz zu geben, welche eine Künstlerin ist im hohen Sinn des Wortes, gottbegnadet und gottgefüllt.

Noch nicht zehn Jahre sind es, daß Clara Ziegler ihren ersten theatralischen Versuch als Johanna d'Arc im Münchener Hoftheater machte, wohn sie nach den Lehr- und Wanderjahren wiederkehrte, heute seine Berle (und München zählt mit Namen besten Klanges!), um welche Nord und Süden es beneiden, gefeiert, berühmt, aber heute noch mit der Fahne der begeistertsten Kämpferin: Exzellenz!

„Wie Clara Ziegler Schauspielerin wurde“, hat vor kurzem der bekannte dramatische Schriftsteller Arthur Müller in einem trefflichen Feuilletonartikel der „Presse“ erzählt, und da er der Künstlerin eigenen Mittheilungen folgt, so erlauben wir uns, den Artikel als auch den sachkundigsten hier im Auszuge zu geben.

„Ich war kaum siebzehn Jahre alt“, beginnt ihre Erzählung, „als mein Vater starb, der in München eine Färberei etablirt hatte. Obgleich das Geschäft blühte und unsere große Familie unabhängig ernährte — wir waren acht Kinder, darunter sechs Mädchen, und von ihnen die Älteste — so machte sich der Verlust des Hauptes doch nur allzu fühlbar. Durch einen Proceß, von einem Mitgliede unserer Familie angetrengt, wurde unsere Lage nur noch bedenklicher. Während die Mutter, welche das Geschäft weiterführte, alle die daraus erwachsenen Arbeiten und Sorgen auf sich genommen hatte, fiel mir als der ältesten Tochter das ganze Departement unserer großen und weitläufigen Hauswirthschaft zugleich mit der Pflege und Erziehung meiner jüngeren Schwestern zu. Ich mußte kochen und waschen und plätten



Fräulein Clara Ziegler. Königl. bairische Hofschauspielerin.

und dabei noch den Unterricht meiner Geschwister und ihre Gesundheitspflege beaufsichtigen. Das waren schwere Zeiten für mich und für uns Alle! Ein Ausweg aus dem Drange unserer Verhältnisse zeigte sich zwar, als einer meiner Verwandten aus Berlin, ein ebenso hochachtbarer wie wohlhabender Mann, um meine Hand anhielt. Den dringenden Vorstellungen meiner Angehörigen Gehör gebend, sagte ich ihm endlich auch zu; aber ich selbst fand keine innere Befriedigung dabei, denn mein Herz hatte sein Amen zu dieser projectirten Verbindung verweigert. Ich sann und sann, um alle diese Lebenswirrnisse zu überwinden. Da plötzlich fiel es wie ein Lichtstrahl in meine Seele. „Werde Schauspielerin! Das ist Dein Beruf!“ rief mir eine innere Stimme zu. Ich gehöre zu den Menschen, bei denen der Weg nicht weit ist vom Gedanken zum Entschluß und vom Entschluß zu seiner Ausführung. (Christen*) war ein langjähriger bewährter Freund unserer Familie gewesen; an ihn wendete ich mich. Er war nicht wenig erschrocken und suchte alle Gründe hervor, um mich meinem Vorhaben zu entfremden — vergebens! Das Haupthinderniß fand er in meiner Gestalt, denn ich war mit siebzehn Jahren schon ebenso hoch gewachsen, wie ich es jetzt bin. Ich antwortete ihm, daß ich auch dieses Hinderniß von Innen heraus zu überwinden hoffte, denn die Schauspielkunst sei mein Beruf, in ihr läge meine Zukunft und mein Schicksal. So verstand er sich denn endlich dazu, mir Unterricht zu ertheilen. „Für Sie gibt es nur ein Fach“, sagte er mir, „und zwar das der Heldinnen.“ Nach diesem Ziele also richtete er die Ausbildung meines Talentes.

Als Tochter einer edlen deutschen Bürgerfamilie mit deutsch-bürgerlicher Sitte und Lebensanschauung mußte ich vorerst meinen Entschluß allen meinen Angehörigen verschweigen, denn ich wäre sonst gleich von vornherein auf den zähesten und heftigsten Widerstand gestoßen. Die täglichen Spaziergänge, die ich mit meinem jüngsten Schwesterchen zu unternehmen gewohnt war, gaben mir die erwünschte Gelegenheit, auch den täglichen Unterricht meines Lehrers zu genießen. Nach einem Vierteljahre hatte Christen die Ueberzeugung gewonnen, daß ich das Zeug zu einer tüchtigen Schauspielerin besäße, und übernahm es nun selbst, meine Angehörigen von meinem Plane nicht nur zu unterrichten, sondern sie auch dafür zu gewinnen. Wie Sie sich denken können, war meine Mutter außer sich, und nur nach den härtesten Kämpfen gelang es Christen und mir, ihr die Erlaubniß zur Ausführung meines Entschlusses abzurufen. Da aber, wer der Kunst dienen will von ganzem Herzen und mit ganzem Gemüthe, vor allen Dingen frei sein muß, so theilte ich denn auch sofort meinem Bräutigam die veränderte Sachlage mit und ersuchte ihn um die Zurück-

*) Anmerkung der Red. Adolph Christen, einer der ersten Künstler nicht nur des Münchener Theaters, sondern des Theaters überhaupt.

gabe meines Wortes, die freilich erfolgte, aber natürlich ohne die Stimmung in meinem Familienkreise gegen mich zu meinen Gunsten umzugestalten.

Nach einem weiteren Vierteljahre debutirte ich zum erstenmale in Ansbach als Jungfrau von Orleans, gleich darauf am Hoftheater zu München in derselben Rolle, beide Male mit vollkommen durchschlagendem Erfolge. In Folge dessen bot mir Director Engelken ein Engagement an dem Stadttheater zu Ulm an, das ich auch acceptirte. Auf jede Unterstützung von Seite meiner Familie verzichtend, lebte ich hier ganz allein, in tiefster Einsamkeit und in den bescheidensten Verhältnissen, nur meiner Kunst. Mit einer Gage von 50 Gulden, nach dem ersten Monate aber von dem Director freiwillig schon auf 60 Gulden monatlich erhöht, bestritt ich meinen Lebensunterhalt und meine Garderobe. Und dennoch war ich trotz der Beschränkungen, die ich mir auferlegen mußte, glücklich und zufrieden. Besuche machte ich weder, noch empfing ich solche. An Gesellschaften und öffentlichen Vergnügungen habe ich nie Geschmack gefunden, Wälle nie besucht; ja, auch heute noch wäre es mir unmöglich, aus der ganzen, großen Garderobe, die ich gegenwärtig besitze, mir auch nur einen einzigen Anzug zusammen zu stellen, in dem ich es wagen könnte, eine Gesellschaft oder einen Ball zu besuchen. Ich liebe nur vor allen Dingen die Einsamkeit.

Das Engagement in Ulm benutzte ich, um mir vor allen Dingen die nöthige Bühnenroutine zu erwerben. Ich spielte unweigerlich jede Rolle, die mir der Director zuwies, gleichviel, ob sie jugendlich oder alt, dankbar oder undankbar, komisch oder ernst war. Und ich kann wohl sagen, daß, als mein Engagement daselbst zu Ende ging, ich in meiner Kunst einen tüchtigen Schritt vorwärts gethan hatte. Unterdessen hatte ich einen Antrag von Breslau erhalten und angenommen. Dort nun widerfuhr mir der größte Schmerz, der mir bis jetzt in meiner ganzen künstlerischen Laufbahn begegnet ist. Denken Sie sich — ich wurde als gänzlich unfähig und unbrauchbar für die dramatische Kunst gleich von der ersten Probe gewiesen. Damit aber waren meine Demüthigungen noch nicht zu Ende. In meiner Wohnung angekommen, gab ich sofort den Auftrag, meine Koffer nach dem Berliner Bahnhofe zu schaffen, denn ich wollte daselbst meinen Bruder aufsuchen, um mir von ihm das Geld zur Rückreise nach München zu verschaffen. Aber meine Wirthschafterin, welche die alleinsehende Komödiantin von vornherein mit mißtrauischen Augen angesehen hatten, legten Beschlag auf meine Sachen, in dem Glauben, daß ich ihnen mit der Miththe durchgehen wolle. Das waren meine Erlebnisse in Breslau.

Ich übergehe die Vorwürfe, die mir meine Familie in Folge dieser Ereignisse über die Wahl meines Berufes machte. Ich blieb fest und stüt an meinem einmal gefaßten Entschlusse hangen und nahm ein Engagement zu Linz an. Hier aber warteten meiner neue Enttäuschungen der herbsten Art. Ich suchte die Kunst und fand nur ein Proletariethum ohne Gleichen, das von der Kunst nur den Namen und die Fegen geliehen hatte, mit allen seinen Schrecken und Widerlichkeiten. Ich spielte — einmal. Ich spielte und wurde wohl zwölf- bis fünfzehnmal gerufen, und dennoch, als ich nach der Vorstellung die Donau entlang in meine Wohnung zurückkehrte, da kam der ganze Jammer eines, wie ich damals glaubte, verfehlten Lebens mit wildem Schmerze über mich.

Daß meines Bleibens hier nicht war, stand bei mir fest. Schon am nächsten Morgen forderte ich meine Entlassung mit solcher Entschiedenheit, daß man gar nicht einmal den Versuch machte, sie mir vorzuenthalten. Ich kehrte nach München zurück. Director Engelken, der abermals die Direction in Ulm übernommen, erfuhr davon, daß ich disponibel sei, und bot mir wiederum ein Engagement an, das ich mit dem bitteren Gefühle annahm, seit dem Beginn meiner Laufbahn äußerlich auch nicht um einen Schritt vorwärts gekommen zu sein. Meine Ausichten aber verbesserten sich, als Director Engelken, der sich um die Leitung des unterdessen neuerstandenen Actien-Volkstheaters zu München beworben und dieselbe auch zugesichert erhalten hatte, mich für diese im nächsten Winter zu eröffnende Bühne contractlich fesselte. Doch trübten sich dieselben bald wieder durch eine Krankheit, die meiner ganzen Carrière für immer ein Ziel zu setzen drohte. Es bildete sich nämlich bei mir eine Halsgeschwulst so rasch und in solchem Umfange aus, daß ich, mit ihr behaftet, gar nicht daran denken konnte, je wieder die Bühne zu betreten. Alle ärztliche Hilfe verjagte. Da begab ich mich zu Professor Nupbaum, dem berühmtesten Operateur Münchens, und befragte ihn um meinen Zustand. Er erklärte mir, eine Operation könne vielleicht helfen, aber sie sei lebensgefährlich, schmerzhaft und langwierig. Unbedenklich überlieferte ich mich seinem Messer. Mir wurde ein Guttaperchahschlauch quer durch die ganze Geschwulst gelegt. Ich stand furchtbare Schmerzen aus, aber das Mittel half — nach drei Monaten war die Geschwulst verschwunden, doch hatten sich dadurch, daß ich meinen Kopf in Folge der Operation immer tief nach der rechten Seite geneigt halten mußte, meine Halssehnen so zusammengezogen, daß ich nicht mehr im Stande war, den Kopf gerade in die Höhe zu richten. Da verfiel ich auf ein Mittel, das mir in der That auch half. Ich verfertigte mir Waternörder aus ganz steifem Papier und befestigte sie um meinen Hals, erst schmale, dann im Laufe der Zeit immer breitere, und zwang auf diese Weise durch den Schmerz, den mir ihr Einschnitten in den Hals verursachte, den Kopf allmählig in seine frühere Lage zurück.

Raum aber hatte ich dieses Ziel erreicht und glaubte, meine Übungen wieder aufnehmen zu können, als ich zu meinem Schrecken bemerkte, daß mir bei jeder auch nur mäßigen Anstrengung meines Organs die Mandeln in einer Weise anschwellen, welche mir schließlich das Reden unmöglich machte. Wiederum nahm ich die Hilfe des Professors Nupbaum in Anspruch, der kurzen Proceß machte und mir von innen heraus sämmtliche Mandeln ausschchnitt. Gegenwärtig bin ich ein durchaus mandelloses Geschöpf, dafür aber auch für immer unbeschränkte Herrin meines Organs. Von dieser Zeit an ist es übrigens mit mir in dem stätigen Laufe nur aufwärts gegangen, und gegenwärtig genieße ich des ungetrübtesten Glückes, dessen sich ein Mensch auf dieser Erde überhaupt nur erfreuen kann.

Sie schloß ihre Erzählung, welche das Wort bewahrheitete, mit welchem sie jene eingeleitet hatte, „daß sie um ihre Kunst und ihre Erfolge gekämpft und gelitten habe wie nur je ein Mensch, der es in ihrem Fache zu Etwas gebracht hat.“

So heißt es denn auch bei Clara Ziegler wie bei jedem wahren Genies: Durch Nacht zum Licht! durch Ungemach zu den Sternen!

Macoco.

Von Karl Frenzel.

(Schluß.)

IV.

Ein erster Zweikampf hat eine unleugbare Aehnlichkeit mit einer ersten Liebe. In dem einen wie in der andern herrscht das Ahnungsvolle, Seltene, Wunderbare vor. In Hoffnung und Bangigkeit zugleich schlägt das Herz dem Ungewissen entgegen. Das Leben auf einer Degenspitze schwankend, das ganze Sein in eine einzige Empfindung aufgelöst, eine Vorstellung die andere verjagend und doch alle nicht im Stande, das Unnennbare vollkommen auszudrücken, das in diesen Worten: ein erster Kampf, eine erste Liebe liegt! Marcel nun war in einer gehobenen Stimmung, er hoffte sich mit einem Stoß von einem widerwärtigen Nebenbuhler zu befreien und ruhmbedeckt in die Garde des Königs zu treten. Seiner Neigung zur träumerischen Melancholie hielt in diesem Falle der Ernst der Wirklichkeit das Gleichgewicht. Von dem Bekannten, der ihm bei dem bevorstehenden Kampfe zum Zeugen dienen wollte, hatte er erfahren, daß der Chevalier sich längst als geübter Fechter und verwegenen Raubbold einen gefürchteten Namen gemacht. Um so größer wird die Ehre sein, ihn besiegt zu haben, meinte der Vicomte, aber der Andere warnte ihn, seinem Glück und seiner Uebung nicht allzu leichtsinnig zu vertrauen, in der Hitze des Kampfes wäre schon Manchem der halb gewonnene Sieg wieder aus den Händen entschlüpft.

Wiederholt hatte Marcel in diesen zwei Tagen bei Marien vorgeprochen, doch sah er sie nur ein einziges Mal und auch da nur wenige Minuten. Die Dienerin that sehr besorgt, und der Arzt hatte die größte Schonung empfohlen. Marcel fand die Geliebte blaß und verstört, ängstlich umherblickend, all ihre frühere Munterkeit hatte sie verloren. Es war ihm, als hörte sie kaum auf seine Worte oder verstände doch deren Sinn nicht, als bestrafte sie ihn mit jenen schmerzlichen Blicken, die auf immer von einem geliebten Wesen Abschied nehmen. War es eine Folge ihrer Schwäche und tiefen Erschütterung? Hatte sie eine geheime Kunde von dem verabredeten Duell erhalten? Marcel suchte Alles zu vermeiden, was ihre Gedanken auf den Vorfall im Theater lenken, was ihr den Verdacht erregen konnte, daß er mit dem Chevalier zusammengerauht. Unter den Bäumen von Chaillot wird sich Alles entscheiden: damit tröstete er sich. Indem er den Chevalier verwundet und besiegt in seine Garnison zurückschickte, würde er auch alles Unheimliche aus dem Leben der Geliebten entfernen, nie wieder würde sich dann das unheimliche, gespenstische Lachen hören lassen.

Eine geraume Weile vor der Stunde, die er mit seinem Gegner verabredet hatte, war darum Marcel mit seinem Zeugen bei dem rothen Hause in Chaillot. Je näher die Entscheidung rückte, desto höher stieg seine Ungebuld. Seit einiger Zeit hatten das kleine, freundlich gelegene Dorf mit seinem alten Kloster, seinen Gärten und Bäumen, und noch mehr das Wirthshaus einen gewissen Ruf in der vornehmen Gesellschaft erlangt; man aß und trank vortreflich in behaglich eingerichteten Zimmern und, was das Beste war, fühlte sich vor Lauschern und Spähern sicher. Ein kluger Mann, wußte der Wirth stets den Finger auf den Mund zu halten und das Vertrauen seiner Gäste, männlicher wie weiblicher, zu rechtfertigen. Denn nicht nur pflegten die Damen des Hofes hier oft kleine Picknicks untereinander zu veranstalten; auch Liebespaare, die in der Stadt Verath und Entdeckung befürchteten, gaben sich im rothen Hause — die gellroth gestrichenen Schindeln seines hohen, spitzen Daches zeichneten es vor allen andern Gebäuden des Dorfes aus und machten es schon aus der Ferne kenntlich — ein froh beglücktes Stelldichein. Das Alles erzählte der Freund während der Fahrt dem Vicomte, der ihm nur ein halbes Ohr schenkte und unermüdet nach dem Gehörschaute, das sich jenseit des Dorfes dunkel abzeichnete.

Der Tag war nicht unfreundlich, herblich, doch ohne Sturm und Regen, zuweilen brach ein Sonnenblick durch die graue Wolkendecke. Während der Wagen mit dem alten Diener vor dem Gasthause hielt, gingen die beiden jungen Leute über das Feld, welches den kleinen Garten des Hauses begrenzte und das Dorf von dem Walde trennte. Gernah war der Wald größer, dichter und umfangreicher gewesen, die Könige von Frankreich hatten darin gejagt. Dann war mehr, als die Hälfte abgeschlagen worden, man hatte den Boden in Weide- und Ackerland umgeschaffen, nur ein mäßiges Gehölz, auf beiden Seiten von Waldblößen eingeschlossen, war aufrecht geblieben: jetzt ein beliebter Spaziergang der Pariser, ein Tummelplatz für Reizen- und Ballspieler an den Festtagen, und nebenbei von denen, die einen Ehrenhandel auszukämpfen hatten, gern zum Schauplatz gewählt. Ein stiller, verschwiegener Ort, den die Scharwache und die Diener des Polizeilieutenants von Paris immer nur dann betreten, wann sie die Gewißheit hatten, Niemand darin zu finden, der sich gegen die Duellgesetze vergangen. Sinnend wandelte Marcel unter den entlaubten Bäumen auf und nieder, der Freund plauderte von gleichgiltigen Dingen. Die Erwarteten kamen noch immer nicht.

Trotz der Mäntel, die sie umgenommen, fing die Rauheit der Luft an, sich bemerklich zu machen. „Statt im Freien,“ sagte Marcel's Begleiter, „thäten wir besser, im Hause zu verweilen; Hand und Fuß erstarren, und Sie werden nachher die Gelenkigkeit beider gebrauchen.“

„Unverantwortlich von dem Chevalier, sich so lange erwarten zu lassen! Will er sein Narrenspiel noch weiter treiben?“ zürnte der Vicomte.

Aber zu ändern war da Nichts, sie gingen wieder auf das Haus zu. Ein matter Sonnenschein überflog das Feld, die Dorfstraße und gab den rothen Schindeln des Daches noch eine hellere Färbung. Dienfertig, sein Sammetkappchen in der Hand, empfing sie der Wirth auf der Schwelle und geleitete sie in eins der Gemächer im Erdgeschosse. Um Marcel hätte die Welt versinken können: vor dem Auge seiner Seele stand einzig der Chevalier; aber seinem Freunde war es, als eilte, beim Deffnen der Hausthür, eine Gestalt die dunkle Stiege hinauf — eine Gestalt, die ihm — es ging ihm so durch den Sinn — nicht zu den Bewohnern des Hauses zu gehören schien.

„Warum führt Ihr uns nicht oben hinauf, Meister Jacques? Wir sind gute Edelleute und können zahlen.“

„O, Herr Marquis! Welche Worte! Ihr unterwürfiger Diener! Ich glaube nur.“

„Was? Offen heraus mit der Sprache!“

Marcel war schon längst in das Gemach getreten und schaute durch die trüben Scheiben des kleinen Fensters auf die Straße: daher mußte der Chevalier kommen.

„Dachte, die Herren hätten es eilig“ — und der Wirth sich das linke Ohr läppchen. „Hätten ein Geschäft dort unter Bäumen!“

„Bursche, wenn Du plaudern solltest! Hat man Dir Ge verrathen?“

„Ich bin stumm wie ein Trappist.“

„Aber über uns poltert und lärmst es, was geht da vor?“

„Die Diener richten eine Tafel an, eine lustige Gesellschaft hat sich angefangt.“

„Mit Damen?“

„Ich bin Meister Jacques, und dies ist das rothe Haus und ehe es sich der Frager verschah, war ihm der Wirth, so scheinlich nach der Küche, entschlüpft.“

„Das ist ein verdrüßlicher Handel!“ Damit trat der Zeuge zu Marcel. „Wir werden Zeugen haben“ — und er berief ihn, was er so eben von dem Wirth ge hört.

„Ich behaupte, daß dies wieder ein boshafter Streich des Chevalier ist,“ rief der Vicomte. „Er fürchtet sich und sucht möglichen Ausflüchte.“

„Da kommen Reiter, ein Wagen.“

„Er ist es! Hinans! Lassen Sie mich allen meinen Eifer ihm ins Antlitz schleudern.“

„Ruhe, Herr Vicomte! Sie haben mir die Ehre erwiesen, mich zu Ihrem Zeugen zu wählen, vertrauen Sie mir nun Entweder ist hier ein Mißverständnis oder . . . Genug, ich ihnen entgegen.“

Und um ein Mißverständnis schien es sich in der That handeln, wenn man nach dem Inhalt des Wagens einen Schluß machen durfte. Langsam näherte er sich dem Hause, die Pferde waren von der Straße abgebogen und ritten dem Gehölze zu. Auf dem Deck des Wagens standen Flaschenkörbe; andere die die mit Tüchern wohl verhüllt waren, mochten Speisen enthalten. Vederbissen zu einem schwelgerischen Mahl, die in Chaillot so leicht zu beschaffen waren. Entrüftet wandte sich Marcel dem Fenster ab, er ballte die Hände: Nichts hätte die Ueberzeugung in ihm erschüttern können, daß Lambert diesen neuen Feind so sehr veranlaßt, um ihn zu verhöhnen. Mit raschem Entschlusse wollte er aus der Thür stürzen, als diese sich leise öffnete, eine Frauengestalt ihm den Ausgang verperrte. Sie hatte schwarze Kapuze und die Seidenmaske, die bisher ihr Gesicht verborgen, abgeworfen. . .

„Marie!“

„Marie!“

Da Marie schwarz gekleidet war, fiel die Blässe und Durchsichtigkeit ihres Gesichts noch mehr auf.

„Sie hier, Marie! Warum haben Sie bei Ihrem Zeugen Ihr Haus verlassen? An diesem rauhen Herbsttage! Segnen Sie sich doch, Sie zittern ja!“

„Wenn Sie mir versprechen, mich nicht zu verlassen, Marie, machen Sie keine unwillige Bewegung, zürnen Sie mir nicht. Es ist die Liebe, die Besorgniß für Sie, die mich hierher getrieben. Ein Unstern verfolgt uns, meine Liebe bringt Ihnen Heil und Verderben.“

„Sie reden im Fieber, Marie! Sagen Sie mir nur die Eine, wie haben Sie mich hier aufgefunden?“

„Ich erhielt am heutigen Morgen ein freches Schreiben von jenem Chevalier Lambert — ist er ein Lebendiger oder nur die Ausgeburt meiner Phantasie.“

„Noch lebt er, aber das Licht der nächsten Stunde sieht nicht mehr sehen!“

„Sie wollen sich mit ihm schlagen? O meine Ahnung! lud mich zu einem Feste ein, das er hier am Nachmittag für seine Fremden zu geben gedenkt.“

„Und Sie kamen! Marie, warum haben Sie mich nicht gethan?“

„Undankbarer! Ich kam, weil ich hinter seinen Worten Geheimniß vermuthete, in das Sie verwickelt schienen. Gatten die Stimme des Herzens falsch gerathen?“

„Nein, nein!“ Sie sah auf einem der harten Holzstücke des niedrigen Raumes, der als allgemeine Gaststube diente, nach dem Boden, pflegte; Marcel war vor ihr niedergekniet und drückte ihre Hand an sein Herz. „Ich liebe, ich bewundere Sie, Marie! Aber dürfen nicht einen Augenblick länger an diesem Orte verweilen, der Glende soll Sie nicht sehen.“

„Ich gehe, wenn Sie mir versprechen, daß dieser Zweikampf nicht stattfinden wird.“

„Unmöglich!“

„Sollen Sie durch meine Schuld sterben? Meine tolle Leidenschaft hat diesen Streit veranlaßt, was wußten Sie vorher von dem Chevalier Lambert, was er von Ihnen? Daß wir uns nicht die boshafte Götter wollen es nicht! O, Marcel, uns nicht besser, wir hätten uns nie gesehen!“

„Marie!“

„Nein, es ist eine Lasterung!“ Und sie fiel ihm um den Hals. „Wir sind einige Tage glücklich gewesen, ganz glücklich ohne Eifersucht, ohne Unruhe, weltverloren! Laß es genug ehe der Becher überschwillt! Die Marquise liebt Dich, Du mußt sie verstehen, dafür wird sie Dich und mich ihrer eifersüchtigen Rache ausspornen, dieser Lambert ist nur ihr Werkzeug.“

„Komm von hinnen aus dieser eiteln, neidischen, bösen Welt! Ich bin nicht für sie geboren, ich passe nicht in ihren Tummelplatz, ihre Ränke, ich nehme Dich mit mir fort.“

„Aber das ist ein Traum! Ein verliebter Traum! Sie können sich hienieden nicht dauernd angehören. Gesehe und Sie verbieten es. Muß ich flug für Sie sein, Marcel? Längst hat Ihr Vater die ebenbürtige Gemahlin für Sie gefunden haben.“

„Nie! Nie! Er komme und entreiße Dich meinen Armen.“

„Und Du wirst Dich doch bezwingen müssen,“ flüsterte unter Thränen.

Da erscholl Lambert's kurzes Gelächter, sie hatten das Haus gehen der Thüre überhört.

„Tragt den Wein nach oben,“ rief er den Kopf nach Hausflur zurückwendend den Dienern zu. „Alles in Ordnung. Erst dann nahte er sich den Liebenden. „Mademoiselle Gaudichet heiße Sie willkommen! Ich war sonst stolz auf die Schönheit meines Pferdes, aber die Tauben der Venus, die Sie mir führt, haben den Vorsprung vor mir gewonnen. Herr Vicomte von Montjoie, Entschuldigung, wenn ich Sie habe warten lassen.“

„Ich kam mit einem Bagagewagen. Reichen wir uns die Hände,“ segnete sie diesen Bund! Segnen Sie uns zu Tische!“

„Er sprach das Alles mit einer solchen Geschwindigkeit, daß ich selbstgewissen überlegenem Eitelkeit, daß Marcel in

Betroffenheit ihn nicht zu unterbrechen vermochte. Und als hätten sie das Wunderliche und Lächerliche dieses Vorgangs noch erhöhen wollen, ließen die lustigen Gesellen oben die Gläser klirren und huben ein Lied zu singen an, eine Einladung zum fröhlichen Gelage für die Bögernben.

Das war zu viel für Marcel. „Unverschämter Possenreißer!“ rief er in überhärmendem Zorn, und die Maske Mariens, die auf dem Boden lag, aufspringend, warf er sie dem Chevalier ins Gesicht.

Im Nu hatten jetzt Beide die Degen in den Händen. Vergebens versuchte Marie sie zu trennen. Mit der Rechten sich gegen die wüthenden Angriffe Lambert's verteidigend, drängte sie Marcel mit dem linken Arm zur Thür hinaus.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!“ schrie sie händeringend. Ihre Füße trugen sie nicht mehr, an der Treppe sank sie nieder, ein Schauer überfiel sie und raubte ihr die Besinnung.

Wild und wüth ging es in dem Gemache her. Schemel und Tische stürzten um; es dauerte eine Zeit, ehe die Kämpfenden einen festen Stand gefunden hatten, sich auszulegen und zurückzuweichen. Schon bluteten sie aus verschiedenen kleinen Wunden, die sie sich in der ersten Wuth zugefügt. Erst jetzt, wo sie allein im Zimmer waren, begann der regelmäßige Kampf. Bei dem Gellär der Degen war die Gesellschaft — die Freunde Lambert's, der Jenge Marcel's, welche diesen Ausgang nicht befürchtet hatten — die Stiege hinabgeeilte und bildete im halb dunklen Gange eine ebenso erschreckte wie aufmerksame Zuschauer-schaar. Durch die Scheiben des Gemachs fiel der Mittagssonnenschein, und der mattgelbe Streifen, den er auf den Dielen des Fußbodens abzeichnete, trennte die Fechtenden wie eine Schranke von einander. Noch hatte keiner einen Vortheil über den andern errungen, Marcel's jugendliche Kraft und Kühnheit rang mit der Kunst und Uebung des Chevalier. Bald sprang er vor, bald zurück, bald suchte er mit einem Stoß die Brust des Gegners zu treffen, bald ihn zu unterlaufen und so zu Fall zu bringen. In seinem Ausfall wie in seinem Rückzug war etwas Blitzartiges, den Feind verwirrendes; hatte es Marcel mit einem Menschen oder mit einem Schatten zu thun? Bei einer Wendung, die der Chevalier machte, glaubte der Vicomte endlich seine Gelegenheit des Glückes gekommen und stieß heftig zu: aber sein Stoß ging in die Luft und der Degen des Chevalier drang ihm in die Seite. Ein breiter Blutstrom quoll aus der Wunde.

„Oh!“ grinst Lambert. „Das hat die Frau Marquise nicht erwartet, daß ihre kleinen Lippen und Nähte aus dem hübschen Vicomte von Montjoye so bald einen stillen Mann machen würden!“

„Noch nicht,“ ächzte Marcel und richtete sich mit letzter Anstrengung straff in die Höhe. „Heran!“

Umsonst bemühten sich die Andern zu vermitteln; schon war der Chevalier, in der Ueberzeugung, daß es ihm nicht fehlen könne, wieder auf Marcel eingedrungen. Da hatte die Sonne mit scharfem Strahl die Wolken ganz zertheilt und erfüllte das Zimmer mit einer starken, blendenden Lichtfluth. Der Chevalier blinzelte mit den Augen, glitt aus und fiel in den Degen Marcel's. Nicht eine Minute war seit der Verwundung des Vicomte verstrichen. Und plötzlich, wie der glänzende Lichtstrahl gekommen, verlösch er auch, als der Chevalier röhelnd in die Arme seiner Freunde sank.

„Es ist aus,“ stöhnte er. Aus Mänteln und Decken, die man über einen Schemel breitete, machte man ihm eine Art Lehne für den Oberkörper.

„Eine schöne Bescherung! Ich wollte ein Gespenst spielen, nun bin ich selbst darüber zum Schatten geworden! Meine Gläubiger werden triumphiren. So lange ich keinen Heller habe, war ich unverwundbar, und jetzt... Wetter, man soll mit Amor nicht spaßen! Es geschieht mir recht, warum mischte ich mich in den Streit zweier verliebten Männern? Pest, da ist die eine! Zerreißt euern Adonis, zerreißt ihn!“

Weiter konnte er nicht sprechen, der Schmerz war stärker, als er. An Rettung war nicht zu denken, die Spitze des Degens hatte die Lunge getroffen.

Vornüber geneigt, das starre Auge auf den Sterbenden gerichtet, dessen Blicke sich schon umflorten, stand Marcel, an einem Tisch sich haltend, schwankeud, taumelnd: der Degen lag in einer Blutlache; seiner Wunden nicht achtend, sah er nur eins: den Tod. Den Tod, den seine rauche Hand herbeigeführt. Was ist Schuld, was Unschuld? Was Zufall, was vorbedachter Wille in solchen Thaten? Ueber allem Zweifel und allen Klügelien war dies gewiß: Er hatte jenen Mann getödtet. O Liebe, Jugend, unschuldiger Traum des Glückes, mühet ihr damit enden, mit diesem Schauspiel des Grauens!

Der Ruf: „Er ist zu Tode getroffen, er stirbt!“ hatte Marie aus ihrer Betäubung erweckt. Das Geschrei, die entsetzten Gesichter der Diener des Hauses, die nun herbeikamen, theils aus Neugierde, theils zur Dienstleistung, genügten, ihr Alles wieder in die Erinnerung zurückzurufen, was ihrer Ohnmacht vorangegangen. Sie stürzte nach dem Gemach. Mit ausgereiterten Armen blieb sie auf der Schwelle stehen. Er lebte noch!

„Marcel! Marcel!“

„Marie!“

Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und fiel nieder: die Erschöpfung und der Blutverlust hatten ihn übermannt.

Als im März des nächsten Jahres die Bäume im Park zu Montjoye wieder mit lieblichem Grün sich schmückten, kehrte auch der junge Herr des Schlosses zurück — aber nicht jung und lebend, wie er es verlassen, sondern gebeugt und vor den Jahren gealtert. Ein hartnäckiges Fieber, das von der Wunde her während sich endlich auf die Nerven geworfen, hatte ihn auf das Krankenlager niedergestreckt und nach Beseitigung der schlimmsten Gefahr monatelang an das Zimmer gefesselt. Jetzt hatten ihm die Aerzte die mildere Luft seiner südlischen Heimath jenseit der Loire empfohlen, damit er dort vollends gesunde. Auch der Vater sehnte sich nach dem einzigen Sohne; er würde zu ihm gekommen sein, wenn nicht der heftigste Gichtanfall seine Reise verhindert hätte. Mehr, als alle diese Gründe, so laut und einwirklich sie auch sprachen, war es der eigene Wunsch Marcel's, er ihn heimwärts führte. Die Wunde seines Leibes hatte sich vernarbt, aber die Wunde seines Herzens blutete noch und würde er wenigstens glauben es — ewig bluten. Wozu Viele ein längeres Leben gebrauchen, ihm hatte das Schicksal in kurzen Wochen die Lehre gegeben, welche das Weltrathsel erschließt, daß in der Dasein ein Kette von Irrungen und Enttäuschungen, und Enttäugung unsere einzige Rettung daraus ist. Wie im Sturm hatte er die unbändigsten Leidenschaften, Liebe, Haß und Eifer-

sucht, und den Tod in seiner schrecklichsten Gestalt, wenn wir selbst sein Vollstrecker sind, kennen gelernt. Was wollte, was sollte er noch in dem Strudel dieser Stadt? Wohl liebte er noch Marie, aber diese Liebe hatte den Tod des Chevalier herbeigeführt und die Blüthe seines Herzens gebrochen. Draußen ließ sich das kurze höhnische Gelächter nicht mehr vernehmen, aber wie oft erscholl es noch vernehmlich dem Ohr seines innerlichen Menschen!

In der traurigen Musse der Krankheit war er sich der tiefen Klust bewußt geworden, die Marie von ihm trennte; nicht nur äußerlich schieden sie Geburt, Rang und Vorrurtheil: — ein Vorrurtheil ist nicht unbefleglich, hieß nicht Voltaire's Komödie: „Das überwundene Vorrurtheil“? — auch ihre Seelen wollten nicht mehr harmonisch zusammenklängen. Mit dem glücklichen Leichtsinne der Künstlerin hatte sich Marie bald über die schmerzlichen Ereignisse hinweggesetzt und in neuen Aufregungen die alten vergessen; für sie war es eben nur ein Abenteuer mehr in ihrem glänzenden und wechselreichen Leben, für Marcel ein Tropfen Barmuth, der ihm den Wein dieser Welt für immer vergällte. Um ihm allein anzugehören, hätte sie ihrer Kunst und ihrem Ruhm entsagen müssen: ein Opfer, das über ihre Kräfte ging. So schieden sie in Wehmuth und doch mit der Ueberzeugung, daß jedes längere Beisammensein sie nur immer weiter von einander entfernen würde: er, um in der Einsamkeit seines Schlosses ihrer als der holdsternen und traumhaftesten Erscheinung zu gedenken; sie, um zuweilen in nachdenklichen Augenblicken, wenn sie das leere und nichtige Treiben der Bühne mit Ekel und Widerwillen erfüllte, zu sagen: wach! glückliche Zeit war es doch mit ihm, meine einzige wahre Liebe!

Während Marcel's Tage still und ereignislos in der Provinz verfloßen, blieb Marie Gausin noch lange eine Herde der französischen Bühne, und die Marquise von Noailles eine der vornehmsten und geistreichsten Damen des Hofes zu Versailles.

E n d e .

[2601]

Galanterie und Etiquette.

Von George Hefekiel.

(Schluß.)

Es versteht sich, daß da, wo die Schönheit der Frau als ein großes Verdienst angerechnet wurde, auch die Manneschönheit ihren Werth gehabt hat; doch standen Kraft, Muth, Tapferkeit, Kriegskunst und ritterlicher Anstand in höherem Ansehen. Komme doch der berühmte Ritter und Connetable Bertrand du Guesclin, der ein „kurzer, grundhäßlicher Kerl mit einem schiefen Mund und Schweinsaugen“ war, über das ungeheure Lösegeld lachen, das man von ihm forderte, als er in englische Gefangenschaft gerathen. „Die französischen Damen werden mich schon auslösen!“ sagte er heiter und er täuschte sich nicht; die Damen brachten das Lösegeld für ihn zusammen, denn sie waren alle verlobt in seinen Helmen. Noch Brantôme erzählt, daß Isabelle von Jülich sich in den tapfern Ritter Eustach von Aubericourt verliebte, ohne ihn jemals gesehen zu haben; aber der Ruf seiner Kriegstugend ergriff sie so, daß sie ihm öfter Paraderpferde und Reispferde, sowie auch Briefe sendete, die ihn zu immer neuen Heldenthaten entflammten. Endlich wurde sie seine Gemahlin und sehr zufrieden.

Nur die Frauen der Ritter heißen Damen (noble dame, madame), die Frauen der Knappen, Edelknechte (damoiseau) heißen Damoisellen (mademoiselle), ein Unterschied, der in Deutschland nicht festgehalten wurde, denn es heißt hier des „ehrbaren Knechtes Hausfrau“, und auch des „gestrengen Ritters Hausfrau“. Der Unterschied in der Bezeichnung des Ritters und der Knappen bleibt, bei der Frau aber fällt er weg. In Frankreich dagegen hielt man so fest daran, daß die Prinzessin Françoise von Anjou als Wittwe Mademoiselle genannt wurde und nicht Madame, weil ihr Gemahl starb, bevor er die Ritterwürde erlangt. Nur die Königstöchter von Frankreich heißen von der Wiege an Madame. Noch Brantôme nannte seine Großmutter Mademoiselle, weil sein Großvater nicht Ritter gewesen.

Die Frauen und Töchter der Ritter allein durften Scharlach und kostbares Pelzwerk, Grauwerg, Hermelin tragen; auch Gold, Perlen und Edelstein stand ihnen allein zu; aber die immer wiederholten Verordnungen zeigen, daß es fast unmöglich war, sie in diesem Vorrecht zu schüzen. Es entstand fast ein Aufruhr, als eine reiche Kaufmannsrau einst zu Paris öffentlich ganz in Hermelin gekleidet erschien. Zum Glück für die Hermeline vermochte sie zu beweisen, daß sie eines Ritters Tochter war, denn die Ehe minderte die angeborenen Rechte nicht. Auch Sammet, Seide, Atlas u. s. w. sollten den Damen der Ritter bleiben, den Frauen der Knappen gab man nur „Damast und glatten Atlas“; besonders wurde den letzteren „figurirter und carmesinrother“ Atlas und Sammet verboten, aber alle diese Verbote blieben unwirksam.

Die Wittve oder die Tochter eines adeligen Lehnssträgers durfte nur einen Mann nehmen, der ebenfalls Lehnsmann ihres Lehnsheeren war, der Sohn nur die Tochter eines Mitlehnsmannes freien, sonst verwickelte er die Nachfolge im väterlichen Lehnsbesitz. Die Kinder einer solchen „Ungehorsamkeit“ blieben dem ursprünglichen Lehnsheeren der Frau dienstpflichtig. Deshalb der öftere Austausch von Lehnsleuten. Es war auch mit Zustimmung des Lehnsheeren gestattet, daß eine Jungfrau als Siegespreis im Kampfspiel ausgeführt wurde; der Ritter, welcher als Sieger ausgerufen wurde, führte die Jungfrau als Gemahlin heim. Doch mag das eben nicht häufig vorgekommen sein, obwohl es von Prinzessinnen sogar gemeldet wird.

Von einer ganz eigenthümlichen Verbindung, einer Art von verliebter Fußbrüderchaft, im Languedoc wird aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts berichtet. Diese Damen und Herren, die sich selbst Galois und Galoises nannten, suchten die Stärke und Gewalt ihrer Liebe durch die Verachtung der Jahreszeit an den Tag zu legen. Sie trugen z. B. in der brennenden Hitze des Sommers doppelte Mützen und dicke Mäntel und lagerten sich um große Feuer. Im Winter dagegen bestand ihre Kleidung in einem kleinen einfachen Rocke und einer dünnen Mütze; sie zündeten keine Feuer in ihren Kaminen an, sondern schmückten dieselben mit grünem Zeug, bedeckten sich in der Nacht nur mit einer dünnen Decke, verspotteten Handschuhe und Pelzwerk und sagten:

Ki sert boine amor
No orient la froidure!

Aber die Thorheit dauerte doch nicht lange, denn es

starben Mehrere vor Kälte, und Viele wurden krank; dafür war es denn doch nur ein geringer Erjaß, daß sie von den übrigen Galois und Galoises als Märtyrer der Liebe gefeiert und verehrt, von den anderen Leuten indess ganz gröblich als Thoren verlacht wurden.

Wir haben die Beispiele, welche sich auf die Galanterie bezogen, aus den verschiedensten Quellen zusammentragen müssen; bei dem, was wir von der Etiquette sagen wollen, schöpfen wir aus einer einzigen Quelle. Es sind uns nämlich die Aufzeichnungen einer Dame erhalten worden, welche von Kindheit an fast ihr ganzes Leben lang am burgundischen Hofe verweilte und treulich wiedergab, was dort Sitte war. Die burgundische Hofetiquette ist aber die Grundlage der französischen sowohl, als der spanischen geworden, und was an den jetzigen Höfen noch von der alten Etiquette besteht, das wird sich auf die burgundische zurückführen lassen. Die Dame, welcher wir die nachfolgenden Mittheilungen verdanken, war Alienor (Eleonore) von Poitiers, des Johann von Poitiers, Herrn von Arden, und der Dame Isabella, Gräfin von Souza und Portugal, Tochter. Die Mutter war mit der Infantin Isabella, ihrer Verwandin, 1429 nach Burgund gekommen. Dame Alienor selbst wurde die Gemahlin Wilhelm's von Stavelde, Vicomte von Furnes in Flandern.

Die Tafel eines Fürsten wird mit zwei Tafeltüchern gedeckt, von denen das eine auf beiden Seiten so breit als es ist herabhängt. Das Salzfaß wird in die Mitte des Tisches gestellt, daneben wird das Brod gelegt, aber stets in eine Serviette eingeschlagen; vier silberne Teller stellt man um das Salzfaß, dann daneben zwei kleine silberne Schüsseln, in diese legt man die Proben zum Vorkosten, wenn die Gerichte auf die Tafel gestellt werden. Ueber das Salzfaß deckt man eine handbreit zusammengelegte Serviette, so daß die Enden zu beiden Seiten der Tafel niederfallen. In der Serviette, in welche das Brod eingeschlagen ist, befindet sich eine zweite Serviette, mit welcher der Fürst oder die Fürstin sich die Hände trocknet. Obenan steht der zugebedeckte Becher und daneben eine silberne Schale, in welche die Probe zum Vorkosten abgesehen wird.

Dem Hause eines Fürsten steht allzeit ein Ritter oder doch ein Edelmann von guter Geburt vor, welcher der Hofmeister ist, und eine Dame, die man Hofdame nennt. Die adeligen Fräulein werden der Fürstin Hofräulein genannt, und die alte Dame, welche die Aufsicht über dieselben führt, heißt „die Mutter der Fräulein“. Die Junker des fürstlichen Haushaltes heißen: Küchenjunker, Stalljunker, Vorchneider, Aufwärter und Schenkjunker. Die Sessel der Fürsten können Thronhimmel haben, die Lehnsessel sind in den Sälen zum Speisen. Die fürstlichen Knäblein nennt man: Herr Peter, Herr Johann, d. h. mit dem Vornamen und dem Zusatz Herr, die fürstlichen Fräulein aber nach dem Namen ihres elterlichen Hauses: Fräulein von Burgund, Fräulein von Flandern, nicht mit dem Vornamen. Alle Könige und souveraine Fürsten, sowie Königinnen und Fürstinnen nennen ihre Verwandten, auch schriftlich, nie ohne den Zusatz beau oder belle; also: beau neveu, belle niece, beau cousin, belle tante etc. Das muß sein, da sie von einerlei Geburt und Adel sind.

Zu Häusern, welche nicht fürstlich sind, d. h. nicht souverain, hat die Dame vom Hause keine Hofdame, sondern eine Gesellschaftsdame; die Fräulein heißen nicht Hofräulein, sondern adelige Jungfrauen, deren Aufseherin wird auch nicht „Mutter der Fräulein“ genannt, sondern bei ihrem Namen: Frau Johanne, Frau Julie u. dergl. mehr. In solchen Häusern werden weder Speisen noch Wein vorgekostet bei Tafel; man darf auch keine Sache, die man dem Herrn oder der Dame reicht, vorher küssen; das ziemt nur an fürstlichen Höfen. Man nennt die Kinder des Hauses, so lange sie klein, weder Herr noch Fräulein, sondern beim Vornamen. Die nicht souverainen Herren und Damen bedienen sich bei Nennung ihrer Verwandtschaft auch nicht des Zusatzes beau oder belle, sondern sie sagen und schreiben mon cousin, ma tante, mon neveu! Es ist eitel Annahme, wenn ein Graf oder Vicegraf, Freiherr oder dessen Dame sagt: beau cousin und belle tante. Solches ist unfeilich. Die bei Tafel aufwartenden Junker dürfen die Servietten nicht über die Schultern hängen, wie nur den bei Fürsten aufwartenden Junkern zukommt, sondern müssen dieselben unter den Arm nehmen. Das Brod darf nicht eingewickelt auf die Tafel gebracht werden, sondern man legt es nebst den Messern hin und breitet eine Serviette darüber. Man darf auch nicht doppelte Tafeltücher legen. Ihr Haushofmeister darf keinen Rouleau, Amtsstab, führen; die Frauen hoher Herren dürfen sich ihre Schleppe nicht durch Fräulein tragen lassen, sondern durch einen Junker oder einen Edelknaben. Sie dürfen nicht Junker und Paraderpferde in unbestimmter Anzahl halten, sondern nur soviel, als der Gebrauch ihnen gestattet.

In dem Capitel über die Trauer heißt es: die Königin von Frankreich darf ein ganzes Jahr lang das Zimmer nicht verlassen, in welchem ihr der Tod des Königs, ihres Gemahls, gemeldet wird. Nie trägt ein König von Frankreich Schwarz als Trauer, sondern er trauert in Roth, roth sind Rock, Mantel und Mütze. Die Königin trauert schwarz, obwohl Viele sagen, sie müsse um ihren Gemahl in Weiß trauern. Prinzessinnen liegen bei tiefer Trauer sechs Wochen zu Bett, das Zimmer ist schwarz ausgeschlagen, der Fußboden mit schwarzem Tuch belegt, das Bett mit weißem Linnen bedeckt. Man verstehe: die Prinzessinnen empfangen sechs Wochen lang die Condolenzbesuche im Bett liegend; wenn die Aufwartung vorüber, stehen sie auf und bleiben auch nicht gerade in demselben Zimmer, nur unterlassen sie jeden Ausgang. Bei tiefer Trauer, z. B. für den Gemahl oder Vater, trägt man keinen Schmuck, nicht einmal Fingerringe, auch keine Handschuhe.

Gräfinnen oder Freiherrinnen, die nicht souverain, dürfen für ihre Eltern nur neun Tage im Bett liegen, die andern Tage der sechs Wochen sitzen sie vor ihrem Bette auf einem großen schwarzen Tuche; für ihre Ehegatten aber liegen sie sechs Wochen im Trauerbette und dürfen sich nur erheben, wenn sie den Besuch der Landesfürstin erhalten.

Die Damen dürfen dem Todtenamt für ihre verstorbenen Gatten nicht beiwohnen, wenn dasselbe nicht nach den sechs Wochen gehalten wird. Aber die Prinzessinnen gehen zu dem Todtenamt ihres Vaters oder ihrer Mutter. Am den ältesten Bruder trauert man wie für die Eltern und bleibt sechs Wochen zu Haus, aber man legt sich nicht zu Bett. Für die andern Geschwister trägt man nur Trauer-Brustkleid und Kopspuß, für Dheime und Vettern das Mäntelchen, für weitläufige Verwandte nur die Trauerbinde (tourret). Für den Gemahl tragen die Damen ein halb Jahr Mantel und Mütze, drei Monate Brustkleid und Kopspuß, drei Monate das Mäntelchen, drei Monate den Kranz und drei Monate Schwarz. Ehedem trauerte man nur ein Jahr, aber es scheint mir, daß man für den Gemahl zwei Jahre trauern

muß, wenn man sich nicht wieder verheirathet. Für Vater oder Mutter ein Jahr; für den ältesten Bruder auch ein Jahr, aber Wenige trauern so lange; für andere Geschwister ein halb Jahr; für weitere Verwandte drei Monate.

Wir schließen mit dem Abschnitt: „Wie es mit der Taufe der Kinder vornehmer Damen gehalten werden muß.“ Da heißt es denn: Das Kind muß in einen Mantel von Flor von beliebiger Farbe gewickelt werden; der Mantel muß wenigstens drei Ellen lang und ganz mit grauem Pelz gefüttert sein. Ist das Kind darein gewickelt, so nimmt es diejenige, welche es tragen soll, auf und bedeckt es mit einer violettseidenen Decke, welche noch über den Mantel niederhängt; ein Fräulein trägt die Schleppe vom Mantel des Kindes. Ritter oder Junker von guter Herkunft begleiten die Trägerin. Bei Hofe tragen nur Prinzessinnen die Schleppe vom Mantel des Täufelings. Man muß drei Junker wählen, die Kerze, das Salz und die Taufbecken vor dem Kinde herzutragen. Der Vornehme muß die Kerze tragen und solche in einem goldenen Gefäße halten, dieser geht zunächst am Kinde. Gerade vor ihm geht der, welcher das Salz trägt, und dieses muß in einem zudeckten Becher sein. Und wieder vor diesem geht endlich der, welcher die silbernen Becken trägt; in dem einen Becken liegt ein Gläslein Rosenwasser, darüber ist das andere Becken gedeckt. Die Junker, welche diese Gegenstände tragen, haben ein langes, handbreit zusammengelegtes Tellertuch um den Nacken, die Zipfel hängen vorn über der Brust herab, und mit diesen Zipfeln fassen sie die Gegenstände an, welche sie tragen. Vor dem Kinde mit seinen Junkern gehen die Fackelträger her, paarweise; bei sehr vornehmen Damen zählte man wohl bis fünfzig Fackeln, doch kommen bei einem freiherrlichen Kinde selten mehr, denn sechsunddreißig vor.

Diese Proben aus der Schrift der edeln Frau Vicomtesse Altener von Furnes werden hinreichen zur Charakteristik der burgundischen Etiquette!

Populäre Gesundheitspflege.

Von einem Arzte.

I. Einleitung.

Marcus Herz, der durch seine derb-witzigen Antworten bekannte Berliner Arzt — Gatte der geistreichen Henriette Herz — traf einst eine Dame beim eifrigen Lesen eines populär geschriebenen medicinischen Werkes. Sofort hatte sie diese und jene Frage wegen vermeintlicher Krankheit zu stellen, Vorschläge zu machen, Einwendungen und Bedenken zu erheben — Alles auf Grund ihrer so eben erlangten Kenntnisse. „Hüten Sie sich, Madame,“ sagte Herz, „daß Sie nicht eines Tages an einem Druckfehler sterben!“

Wir müssen gestehen, dieser Ausspruch hat uns viel zu denken gegeben und uns lange Zeit von populärer Erörterung medicinischer Fragen, sei es in Vereinen, sei es in Zeitchriften, zurückgehalten. Soll man mehr die theoretische Belehrung betonen oder den Nachdruck auf praktische Regeln legen? Soll man sich begnügen, nur im Allgemeinen zu rathen, oder soll man genaue Vorschriften geben, vielleicht gar bestimmte Mittel, und mögen sie noch so unschuldig wie Wasser, Milch und Apfelsaft aussehen, anempfehlen? Wiegt denn der etwaige Nutzen wirklich den angerichteten Schaden auf?

Der erkannte Leser fragt verwundert, ob denn Belehrung und Aufklärung jemals schaden könne, und ob es nicht die höchste Aufgabe des Arztes sei, sich selbst möglichst überflüssig zu machen, d. h. nicht nur in einzelnen Fällen die Krankheit schnell und dauernd zu beseitigen, sondern auch durch Verbreitung naturwissenschaftlicher und selbst medicinischer Kenntnisse die Erkrankungen weniger zahlreich, das eigentliche Curiren allgemeiner und dadurch die Hilfe schneller und billiger zu machen? Haben nicht die preussischen Aerzte selber um Aufhebung jenes Paragraphen der Strafgesetze petitionirt, durch welchen ihre Thätigkeit, oder viel richtiger das Publicum, gegen „Medicinal-Pfuscherei“ in Schutz genommen wurde? Steht es jetzt nicht Jedem frei, „medicinal zu pfuschen“? Hat also der ärztliche Stand nicht eine um so größere Pflicht, das Publicum zu belehren?

Allerdings; allein ohne uns mit Allgemeinheiten aufzuhalten oder an das Gefährliche des Feuers und Lichtes in unerfahrenen Händen mehr, als flüchtig zu erinnern, wollen wir das Leben und die Erfahrung zu Rathe ziehen. Thatsache ist aber zunächst, daß jeden Laien, welcher Krankheitsbeschreibungen liest, eine Aengstlichkeit, eine Besorgniß, selber an den geschilderten Krankheiten zu leiden, befällt, welche sich bei zur Hypochondrie geneigten Personen bis zur Schwermuth steigern kann. Man entgegne nicht, daß dies kein Vorwurf gegen populäre Behandlung der Medicin sein könne, da ja dasselbe auch dem Studirenden der Arzneiwissenschaft passire, welcher, je nach dem Fortschreiten seiner Studien, bald an Herzerweiterung, bald an Lungenanschwellung oder Gehirnerweichung zu leiden glaube. Hier ist dies Stadium nur ein Durchgangspunkt, welcher nothwendig und rasch überwunden werden muß, wenn der junge Mediciner nicht in die Lächerlichkeit jenes furchtsamen Schwimmers verfallen will, der nach einigem Untertauchen sich hoch verschwor, niemals wieder ins Wasser zu gehen, bevor er nicht ganz sicher schwimmen könne. Beim Laien bleibt ein solcher Zustand nicht selten dauernd und untergräbt ihm alle Lebensfreude. Fragen wir uns aber, worauf denn dieser Uebelstand eigentlich beruhe, so werden wir den Wegweiser zu einer verständigen populären Behandlung medicinischer Capitel leicht finden. Denn, daß wir es nur unumwunden eingestehen, wir sind trotz aller Bedenken dennoch gar sehr für populäre Erörterungen medicinischer Fragen, aber eben mit jenen Einschränkungen, welche begründete Einwendungen ergeben. Der Laie wird ängstlich durch allzu detaillirte, mitunter dramatisch gefärbte Schilderung lebensgefährlicher Krankheitsprocesse — folglich gebe man ihm nur soviel, als ihm zur Prophylaxis (d. h. zur Verhinderung der Krankheiten) zu wissen nöthig ist. Das Urtheil des Laien ist unsicher, weil er nicht durch Erfahrung gelernt hat, das Hauptfächliche vom Nebensächlichen und Zufälligen zu trennen — man lege daher auf die entscheidenden Symptome den gebührenden Nachdruck und begnüge sich, ihm die Gefahr signalisirt zu haben, das Weitere dem Arzte überlassend. Der Laie ist oft und namentlich in Beurtheilung seines krankhaften Zustandes exaltirt und unzuverlässig — man lehre ihn — allerdings das Schwierigste! — sich möglichst objectiv zu betrachten und vom Arzte nicht zu wenig, aber auch nicht Alles zu erwarten. Aus diesem und den gleich weiter unten zu erörternden Gründen wähle man die zu besprechenden Thematata mehr aus der Hygiene (Gesundheitspflege), als aus der Therapie

(Heilwissenschaft). Denn eine fernere Thatsache ist es, daß mancher Leser durch populär medicinische Schriften, welche über ihr Ziel hinausgehen und sich auf Empfehlungen von Arzneien einlassen, zum Curiren resp. Medicinal-Pfuschen veranlaßt wird. Dies sind die Fälle, wo man, wie Marcus Herz bezeichnend sagte, an einem Druckfehler sterben kann. Und wenn auch dieses Aeußerste selten eintritt, so ist, schon wegen des Zeitverlustes, auch durch unschädliche Curveruche häufig viel geschadet worden.

Die weiteren Folgen des Selbstcurirens sind nicht weniger unheilvoll. Gelingen dem Laien zufällig einige seiner Curen, so behält Nephistopheles Recht, und „der Geist der Medicin ist leicht zu fassen!“ Mit blindem Enthusiasmus werden einzelne Mittel oder Methoden als allein seligmachend gepriesen, während doch nur eine lange und vielfache Erfahrung den wahren Werth derselben lehren kann. Da schwärmen dann manchmal ganze Familienkreise für gewisse Augenpulver, Pflaster und Tropfen, welche sich wohl in einzelnen Fällen nützlich, mitunter aber auch recht verhängnißvoll für Geber und Empfänger erwiesen haben. Denn der Laie bringt beim Empfehlen solcher Mittel gewöhnlich nur seinen guten Willen zu nützen in Anschlag, denkt aber selten an die große Verantwortlichkeit, die er sich dabei aufbürdet. Wie sagt Hippocrates in seinem berühmten ersten Aphorismus? „Das Leben ist kurz, die Kunst aber lang; die rechte Zeit zum Handeln geht schnell vorüber, und die Entscheidung ist schwierig.“ Es gibt nun einmal kein anderes Universalmittel, als ein verständiges Handeln für jeden einzelnen Fall!

Sobald jedoch dem Laien seine Cur nicht glückt, ist er meistens weit entfernt, seine eigene Leichfertigkeit anzuklagen, sondern vielmehr geneigt, die ganze Arzneiwissenschaft als unzuverlässig, und, wenn sie sich gar mit differentiellen, zweischneidigen Stoffen befaßt, als Giftmischerei zu verdammen. Wenn es schon in früheren Zeiten, namentlich im vorigen Jahrhundert, förmlich Mode war, über die Medicin und die Aerzte mehr oder weniger gelungene Witze zu machen, so will es uns doch bedünken, als stehe die jetzige Zunahme absprechender Urtheile über diese schwierige Wissenschaft im geraden Verhältnisse zu der Verbreitung unzweckmäßiger Schriften über populäre Heilwissenschaft. Nicht nur in der Dichtkunst, Malerei und Musik sind die Dilettanten, wenn nicht die Unbefangenen, so doch die bisfingigen Kritiker, sondern auch in der Heilkunst — wird viel dilettirt. „Was dir noch neu ist, wird dich auch reizen; was mir schon Spreu ist, ist dir noch Weizen!“ Das ist ein hübscher Spruch von Rückert, der auch hierher gehört.

Wie nun aber auch der Erfolg des Selbstcurirens gewesen sein mag, es kommt doch einmal der Zeitpunkt, wo solche Laien sich dem Arzte anvertrauen müssen. Anvertrauen ohne Vertrauen, welches ein Widerspruch! Aber ebenso voll Widersprüche ist dann ihr Handeln. Es ist ganz unglaublich, welche Bedenken erheben, wie die klarsten Verordnungen umgangen oder nur halb ausgeführt werden, wie die eigne oder der Tanten Weisheit maßgebend sein soll, wie sie planlos hinter dem Rücken des ersten Arztes noch zwei, drei andere consultiren. Sie erwarten eben Wunder, und wenn diese nicht sofort eintreten, glauben sie sich zum Mißtrauen berechtigt.

Aus alle dem geht hervor, daß wir das eigentliche Heilen der Krankheiten nicht in die Hände (eventuell die Köpfe) der Laien gelegt wissen wollen und daher populäre Belehrungen über Therapie nicht für zweckmäßig erachten. Das schließt natürlich die Erörterungen über jene Zustände nicht aus, in welchen die Anwendung der einfachsten und doch so gewaltig wirkenden Mittel, wie reine Luft, gutes Wasser, Ruhe u. s. w., schon ausreichend ist. Der Schwerpunkt dagegen wird in der Gesundheitspflege, der Diätetik und der Prophylaxis liegen, das sind die Gebiete, in denen populäre Belehrung noch unendlich viel nützen kann. Wie kann ich meine Gesundheit bewahren und befestigen, wie die wankende herstellen und wie die Schädlichkeiten, welche sie täglich bedrohen, erkennen und fliehen? Mit richtiger Beantwortung dieser Fragen darf man allerdings hoffen, die rein ärztliche Hilfe nach Kräften seltener zu machen, zugleich aber ihre Wirksamkeit, wenn sie denn einmal nöthig geworden ist, zu unterstützen. Möge es uns gelingen, hier das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, damit wir unsere Leser und Leserinnen nicht ermüden; dann werden sie uns auch in scheinbar rein theoretische Erörterungen über Luft, Klima, Wasser u. dgl., vielleicht auch über ein wenig Anatomie willig folgen. Der Drang nach Belehrung über naturwissenschaftliche Gegenstände ist ein so immenser geworden, daß es das Eigenthümliche unserer modernen Cultur ganz verkennen hieße, wollten wir, nur den unmittelbar praktischen Nutzen im Auge, auf den rein geistigen Genuß an der Erweiterung unserer naturwissenschaftlichen Kenntnisse verzichten. Auch verlangt die heutige Bildung ein höheres Niveau allgemeinen medicinischen Wissens, als früher. Sollte man es für möglich halten, daß noch vor etwa 40 Jahren eine angesehene und in ihrer Weise geistreiche Dame in Berlin mit dem Worte Nerven gar üble Begriffe verband? Als ihr vom Arzte mitgetheilt wurde, daß ihre Frau Tochter an den Nerven leide, rief sie entsetzt aus: „Mein Gott! Wenn meine Mutter erfahren hätte, daß ich Nerven habe, so wäre sie vor Gram gestorben.“ Damit soll indeß noch gar nicht gesagt sein, daß wir jetzt in dieser Beziehung allgemein so bedeutend weiter wären. Wie viele bringen ihre Nerven zur Geltung und kennen sie nur — als Mittel zum Zweck! Wie viele wollen ihre Nerven stärken und untergraben ihre Gesundheit durch kalte Bäder? Wie wirkt aber das kalte Wasser? Was ist denn überhaupt das Wesen der großen Natur-Heilmittel, Wasser und Luft? Was ist wohl eigentlich Natur, im Gegensatz zur Medicin? Doch genug der Fragen! Davon ein anderes Mal.

[2619]

Dr. St.

Flachs.

(Hierzu das Bild von Kappis: Das Flachsbrechen in Schwaben.)

Ich war zu Gast in einem herrschaftlichen Schlosse, aus dem man hoch zu den Bergen empor und tief hinunter ins Thal sah. Um die Scheiben der großen Fenster spielte das Dämmerlicht, in der Küche aber saß ein schlankes Fräulein und spann. Anmuthig ging die Nadel durch die feine Hand. Ein Stück Leinen um das andere schuf sie hier an den langen Nebeltagen und füllte mit eigener Hand die Kammern ihres künftigen Hauses. Einnehmend dachte sie wohl daran, wer einst der Herr dieses Hauses sein sollte, die Mutter aber saß vor ihr und las Märchen vor, jugendschöne alte Sagen.

Das war wie ein Bild aus vergangener Zeit, wie eine Blume, die selten geworden ist und nur noch hier und da in einsamen Mauern blüht. Wir fragten nicht, daß es anders geworden, aber wir behaupten, daß ein unbefreibbarer Zauber in dieser Frauenarbeit des Mittelalters verknüpft war. Es lag Besie darin, und ein gewisser Segen, wenn die Jungfrau selber ihr Hochzeitskleid spann. Die moralische Seite der Arbeit, die allein stolz und zufrieden macht, trat stärker dabei hervor, als jetzt, wo die Arbeit der Hände zur Arbeit der Maschine geworden ist.

Man könnte unser Zeitalter fast das seidene nennen, denn der zarte Flachs, der auf den heimischen Fluren seine blauen Augen aufschlägt, wird mehr und mehr von jenen prächtigen Würmchen verdrängt, die immer zahlreicher aus Japan einwandern. Wie die Spindel dem Webstuhle, so ist das Leinen der Seide gewichen.

Allein trotz alledem hat der Flachs auch noch heutzutage ein altes Ehrenrecht im Hause; er ist mit tausend Fäden in das Leben des Hauses verknüpft und noch immer die eigentliche Pflanze der Frauen. Und wenn auch sein Reich gemindert ist, so leben doch die zahllosen Lieder, die seine Herrschaft feiern, noch vielfach im Munde des Volkes.

Für den Bedarf des Landes wird übrigens der Anbau noch allervärs betrieben. Denn einerseits hält man hier zäher an der alten Weise fest, auch wenn sie nicht gerade die rationellste ist, andererseits lebt im Bauern ein gewisser Hang, sein Bedürfnis unmittelbar und selber sicher zu stellen. Da er Weinwand braucht, so baut er Flachs, obwohl er mit dem Ertrage des Kornbaues sich viel leichter Weinwand schaffen könnte. In Folge dessen faßt jeder Bauer für den eigenen Bedarf, und mit der Flachs-cultur haben sich auch reichliche Ueberreste von jenem Cult erhalten, der an so manche Formen des Landbaues sich angeschlossen hat. Wie der Flachs selber ein Mittelglied ist zwischen Baum und Nutzpflanze, so hält seine Bearbeitung die Mitte zwischen Pflicht und Vergnügen.

Selbst gesponnen und selbst gemacht. Das ist die schönste Frauencraft.

Schon beim Säen des Flaches begegnet uns mancher Aberglaube; man soll ihn nur Vormittags säen, damit er Vormittags blühe, denn wenn er Nachmittags ausblüht, so ist dies sein Verderben. Für das Gedeihen des Flaches bilden die Eiszapfen ein Zeichen; wenn diese lang und gerade sind, dann wird auch der Flachs in gleicher Weise wachsen. Wenn die Fastnacht kommt, führt der Bauer die Bäuerin zum Tanz und muß wenigstens einen Reigen mit ihr ausführen. Je höher er sie hebt und schwingt, desto höher wird der Flachs, und es ist deshalb kein Wunder, daß vor Allen die Webersfrauen auf diesem Brauche bestehen. Auch die uralten Sonnwendfeuer ragen hier herein, denn die Höhe des Springes bedeutet das Wachsthum des Flaches, und wer gar nicht springt, für dessen Haus wird kein Flachs gedeihen. Von dem Feuer aber nahm man ein brennendes Scheit mit nach Hause und trug es bei Nacht auf den Flachsacker, wo es mit allerlei Beschwörungsformeln verbrannt und bis zur Ernte verlassen wurde. Will sich der Flachs an dem Acker umlegen, so wird eine gestohlene Wäscheleine in denselben verborgen, und nun muß der Flachs kurzengerade stehen bleiben. Kein Unwetter kann ihm schaden.

Bei Nordheim in Mittelfranken legt man auf die vier Ecken der Haus- und Flachsfelder einen Kreuzbüschel und darauf einen Stein, damit die Druden nicht darüber kommen. An einigen Orten der sächsischen Herzogthümer hinwieder läßt man nach der Ernte noch einen kleinen Büschel auf dem Felde stehen, der für das „Holzfräulein“ bestimmt ist. Man scheidet einen eigenen Theil daraus und widmet ihr denselben mit folgenden Versen:

Holzfräule, Holzfräule,
Da steht i Dir ain Bösle,
So lang als wie ain Weiden,
So klar als wie ain Seiden,
Holzfräule, Holzfräule!

Das mystische Wesen, welches mit dem Flachs getrieben wird und zum größten Theile heidnischen Ursprungs ist, wird vom Christenthume nicht ganz verschmäht. An den großen Wahrschicksorten der böhmisch-bairischen Grenze, wo tausend abertausend Pilger an einem Tage zusammen treffen, besteht der Hauptopfer derselben — in Flachs. Ein eigener Opferaltar, den man „Trendel“ nennt, ist zu dem Zweck aufgestellt, und der Reichtum jener Kirchen wird dadurch ansehnlich vermehrt. Was die Gegenden anlangt, in denen der Flachsbaum am meisten gefördert wird, so sind es außer der eben erwähnten vor allen Franken und Schwaben. Auch die Rieser Bäuerinnen sind sehr auf ihren Flachs, obgleich sie nicht über das eigene Bedürfnis bauen und die Anregung, welche der Staat hierzu mit reichlichen Mitteln bot, unbenutzt vorübergehen ließen.

In der Bearbeitung ist der anziehendste Moment ohne Zweifel das Flachsbrechen. An ihn heften sich die meisten Laubbarkheit und die meisten originellen Bräuche; fast in jedem Bezirk besteht eine andere Sitte. Auch der Gegenstand unseres Bildes ist ein „Flachsbrechen“.

Wir stehen vor einem stattlichen Haus im Schwarzwald, die Bäume sind schon gelb geworden, denn es ist tief im October, aber dennoch hat die Luft noch jenen klaren heiteren Ton, der gerade die letzten Tage des Herbstes so schön macht.

Alle übrige Frauenarbeit ist gethan; nun gilt es für den langen Winter Vorrath zu sammeln. In dem eingemauerten tiefen Ofen lodert die Flamme, über der ein künstlicher Kofel angebracht ist. Unablässig wird das Feuer geschürt, ein Wind nach dem andern wird auf diesen Kofel niedergelegt. Wenn dann der Flachs durch Rosten so dürr geworden ist, daß man ihn förmlich knistern hört, wird er über quer in einer Maschine mit dem Klöppel so lange bearbeitet, bis alle harten und rauhen Bestandtheile entfernt sind, und der schöne weiche Spinnrocken vor uns liegt.

Fast an allen Orten ist diese Arbeit ein ausschließliches Vorrecht, wenn man nicht sagen will eine ausschließliche Pflicht der Frauen. Eifersüchtig wachen sie darüber, daß kein unberuhter männliches Wesen nahe und sich als Gehilfen anbiete. Läßt Einer sich trotzdem begeben, auf dem Plage zu erscheinen, so erregt augenblicklich die jüngsten unter den anwesenden Mädchen an ihn los und „stellen“ ihn, wie der Wachtposten einen Spion. Die Hände haben sie den sogenannten „Abgang“, die Abfälle des Flaches, und drohen, ihm „Ageln zu streuen“, wenn er nicht sofort in die Tasche greift und ein kleines Lösegeld entrichtet.

Dem dicken Alken, der in die Hände dieser jungen brigaden fällt, wird dies Lösegeld zu zahlen offenbar sehr schwer; er wolle gemüthlich seinen Schoppen trinken und hat sich auf solche

Wänderung unterwegs nicht gefaßt gemacht. Er würde gern den halben Gold entrichten und sich selber auch mit einem halben Schoppen begnügen, aber damit ist jenen nicht gebient. Denn je nachdem die Gabe ausfällt, wird bei seinem Weggehen über ihn losgezogen; wie ja der Volksmund heute noch vom Hecheln spricht, um Berunglimpungen zu bezeichnen.

Je glänzender die Flachsente ausgefallen ist, um so größer ist der festliche Lärm beim Brechen. Für die Trinkgelder, die man den Vorübergehenden abgenommen hat, wird Bier, Branntwein und eine gemeinsame Mahlzeit beschafft.

Fassen wir das schmucke Bildchen zusammen, das uns Kappis, ein feiner Kenner des Schwarzwaldes, entworfen hat, so muß es uns unwillkürlich an wie eine Episode aus Muerbach's Dorfgeschichten. Denn es tummelt sich darin der echte schwäbische Humor, der doch andererseits nie jene Grenzen verläßt, in denen er einen tiefen gemüthvollen Hintergrund findet. Immer ist es die Sphäre des Hauses oder der althergebrachten Arbeit, in welcher die Freuden und Leiden der Dorfbewohner spielen, und in dieser uralten Gleichartigkeit liegt die Weihe.

Auch in Oberbairern, vornehmlich im Gebirge, ist das Flachsbrechen ein Anlaß zu allerlei volkstümlicher Unart; doch hält man hier nicht so strenge darauf, daß die Männer ausgeschlossen bleiben. Gewöhnlich arbeitet der Knecht oder der Herr des Hauses selber mit, und die Neckereien, die dabei mitunterlaufen, gehen meist in die Form der bekannten Trugslieder

Fluth von Büchern und Broschüren überschwemmt den literarischen Markt, die alle die „brennende Frage“ der „Frauenemancipation“ abhandeln, sie vom historischen, physiologischen, psychologischen, juristischen und Gott weiß von noch welch anderem Standpunkte untersuchen wollen.

Wenn man diese Anzahl von Stimmen vernimmt, diese von Nation zu Nation sich fortpflanzende Agitation auf sich einströmen sieht, so könnte man glauben, unsere Zeit hätte nichts Wichtigeres und Dringenderes zu thun, als die „Frauenfrage“ zu lösen, vor ihr müßten alle andern socialen und politischen Fragen bescheiden in den Hintergrund treten. Und wirklich behaupten und verlangen die Verfechter der „Frauenfrage“ nichts Geringeres. Sie behaupten, die sociale und politische Stellung der Frauen sei die größte Schmach des neunzehnten Jahrhunderts. Sie fordern die ungesäumte und vollständige „Emancipation“ der Frauen, weil davon das Wohl und Wehe der Menschheit, die Fortentwicklung oder Verkümmern aller Cultur abhängt.

Schaut her! rufen sie. Die Zeit der Hörigkeit und Unterthänigkeit des Mannes ist lange vorüber, aber noch immer besteht die Hörigkeit und Unterthänigkeit der Frau. Auch in Rußland hat man die Leibeigenschaft aufgehoben, doch die Leibeigenschaft des Weibes währt fort und fort. Sogar dem Negersclaven, dem Menichen einer untergeordneten Race, ist die Freiheit wiedergegeben; nur die Frau befindet sich, auch in den civilisirtesten Staaten, nach wie vor im Zustande der Sklaverei. Heute wie vor

Bersammlungen; und an allen diesen Orten ist das weibliche Geschlecht in der Regel sogar weit zahlreicher, als das männliche vertreten. Die moderne Hörige herrscht und gebietet im eigenen Hause wie in der Gesellschaft, und der Mann läßt ihr überall den Vortritt, räumt ihr überall den Ehrenplatz ein. Die moderne Leibeigene, auch die niedrigste, durchbricht weit leichter, als der Mann, die Schranken der Geburt und des Standes und wird von Alt und Jung, von Gering und Bornehm mit Ehrerbietung und gewissermaßen als ein Wesen höherer Art behandelt. Die moderne Sclavin treibt jede Kunst und Wissenschaft, die ihr behagt; auf den Gebieten der Literatur, Musik und Malerei macht sie dem Manne bereits eine starke Concurrenz, und ihre Leistungen werden von der Kritik und dem Publicum mit Wohlwollen und Beifall aufgenommen. Die moderne Sclavin ist Mitglied aller möglichen Vereine oder sie stiftet solche selber; sie ergreift in vielen öffentlichen Versammlungen das Wort und wird von den Männern mit Achtung und Aufmerksamkeit wie eine völlig Gleichberechtigte angehört. — In der That, wir wissen wirklich nicht, was die Frau heute noch in ihrem Bewegen und in ihrer Thätigkeit beschränken sollte: es müßten denn die Grenzen sein, welche die Natur ihres Geschlechts und die Wahrung eigener Würde ihr gesetzt haben.

Wie aber, wenn gerade dies der Kern- und Angelpunkt der ganzen „Frauenfrage“ wäre? — Verleumdung! Fälschung!! rufen die Erfinder und Colporteurs der „Frauenfrage“. — Wir



Das Flachsbrechen in Schwaben. Zeichnung von Kappis.

über. Wie hoch aber der Flachs auch im Oberlande gehalten wird, mag das folgende weiterbreitete Schnaderhüpfel bezeugen, eines der reizendsten, die wir besitzen:

„D Du flachshaaret's Diend'l,
Dich hab' i so gern,
Und ich kunn' wegn' dem Flachs glei
U' Spinnrad'l wer'n!“

[2814]

Gegen die „Frauen-Emancipation“ *).

Von Otto Glagau.

„Frauenfrage!“ — „Frauenverein!“ — „Frauenemancipation!“ — Ueberall, wohin man hört, bei jeder geselligen Zusammenkunft, fast in jeder öffentlichen Versammlung tönen Einem jetzt diese Worte entgegen, werden diese Themata jetzt regelmäßig und mit wahrer Leidenschaft discutirt. Alle Zeitschriften, gleichviel ob politisch oder belletristisch, beileben sich, darüber Artikel zu bringen; bereits haben die Frauen zur „Vertretung ihrer Interessen“ sich eine ganze Reihe eigener Journale gegründet; und eine

Zahrtausenden ist das Weib noch immer die Hörige, die Leibeigene, die Sclavin — des Mannes, hat sie an diesem noch immer ihren Herrn und Gebieter! —

Schon jetzt, noch ehe wir weiter gehen, ehe wir diese fürchterliche Anklage irgend wie zu entkräften suchen, möchten wir einfach die Frage aufwerfen: ob die Frauen in ihrem eigenen Interesse wohl richtig und klug thun, ja ob es ihrer würdig ist, wenn sie ihren Anwälten eine solche Sprache erlauben und eine solche Sprache gar selber führen? Wozu diese Selbsterniedrigung, wenn man so Vieles, vielleicht — Alles verlangt?!

Uebertreibung muß jeder Sache schaden, fordert auch den Unbefangenen und billigst Denkenden zum Widerspruch und Widerstand heraus, oder aber sie erbittert vielleicht weniger, als sie komisch wirkt, indem sie unvorsichtig Wölfen aufdeckt, voll Eifer und Haß das Ziel überschießt und damit dem schlimmsten aller Uebel, der Lächerlichkeit anheimfällt. Daß nun jene Anklage die großartigste Uebertreibung, bewußte und absichtliche Verheerung tatsächlicher Verhältnisse enthält, bedarf gar keines Beweises, sondern springt Jedem, der sehen kann und sehen will, in die Augen. Wie war die Stellung der Frau eine so wenig beschränkte wie in unsern Tagen. Zu ihren Gunsten haben Sitte und Brauch, haben die Gesetze der Gesellschaft und der Lebensweise ganz gewaltige Umwälzungen erfahren. Die Frau theilt heute mit dem Manne nicht nur jede Unterhaltung und Ergötzlichkeit, sondern fast jede Beschäftigung und Passion. Sie besucht mit ihm oder ohne ihn alle Feste und Schauspiele, Vorträge und

aber wollen es beweisen! Wir werden beweisen, daß es eben jene Grenzen sind, welche die „emancipirten“ und emancipationslustigen Frauen und ihre Freunde und Anwälte nicht mehr respectiren wollen, welche sie wegleugnen oder doch ignoriren zu können meinen.

Es sind, wie gesagt, zahllose Bücher und Broschüren über die Berechtigung und Nothwendigkeit der „Frauenemancipation“ erschienen, in Amerika und England, Frankreich und Deutschland; so zahllos, daß man sie alle füglich nicht lesen kann. Glücklicherweise ist dies aber auch gar nicht von Nothen: wer eine jener Schriften gelesen hat, kennt sie alle. Das Thema selber gestattet nicht besonders viele Variationen. Ueberall finden sich dieselben ebenso weitsehigen wie gewaltigen Raisonnements immer verbrämt und durchschossen mit demselben historischen und philosophischen Bunt- und Flitterwerk; genau dieselben Scheingründe, genau dieselben Trug- und Fehlschlüsse.

Es genügt vollkommen, eine dieser Schriften zu widerlegen, an einer die Hohlheit und das Injuzusammenfallen der „Frauenfrage“ nachzuweisen; und wir wählen zu diesem Zwecke „The Subjection of Women“ von John Stuart Mill — unter dem Titel „Die Hörigkeit der Frau“ von Fräulein Jenny Hirsch ins Deutsche übersezt. Wir wählen dieses Buch nicht etwa, weil wir es für das bedeutendste halten, sondern nur weil es das bekannteste ist und von den Jüngerinnen und Rittern der „Frauenemancipation“ als ihr Evangelium gerühmt und gepriesen wird. Im Gegentheil, wir meinen, Mill hat schon un-

* Anmerkung der Redaction. Nachdem wir im Bazar wiederholt die Frauenfrage im Sinne ihrer eifrigsten Freunde und Förderer behandelt haben, glauben wir unsere pflichtgemäße Unparteilichkeit nicht besser beweisen zu können, als wenn wir auch den Neußerungen aus dem anderen Lager unsere Spalten öffnen.

gleich werthvollere Bücher geschrieben, und „The Subjection of Women“ ist jedenfalls seine schwächste und überhaupt eine schwache Leistung.

Auch im Uebrigen scheint uns dieser Mann nicht ganz den Ruhm zu verdienen, der ihm in Folge seiner Schriften in seinem Vaterlande, wie im Auslande zugefallen ist. Er ist weder als Philosoph, noch als Nationalökonom, noch als Politiker ein origineller Geist, sondern mehr ein verständig-nüchterner Kopf. Große selbstständige Ideen fehlen ihm durchaus: er ist, wie er später selber bekannt hat, nur der Sammler und Bearbeiter fremder Ideen; und er hat, wie neuerdings die Kritik behauptet, den gesammelten Gedankenstoff theilweise sogar in schwerfälliger Weise verarbeitet. Dank seinem Autodidaktenthum besitzt er jedoch viel Frische und Ursprünglichkeit, auch eine große und vielseitige Belesenheit; und da er im Uebrigen seine Schriften dem Bedürfnis und dem Verständnis der großen Menge anzupassen mußte, ist er ein sehr populärer und auch wirklich ein verdienstvoller Autor geworden. In seinem 1861 erschienenen Werke „Consideration on representative government“ trat er für die politischen Rechte der Frauen ein, verlangte er für die Frauen das allgemeine Stimmrecht; und seitdem sah die „vorgezeichnete“ Frauenwelt in ihm ihren Messias, seitdem ließen ihn die „emancipirten Ladies“ nicht mehr los. Es wurde ihm eine Frauenmassenpetition um Verleihung des allgemeinen Stimmrechts überreicht, und selbstverständlich mußte er sie im Parlament vertreten und vertheidigen. Das war aber noch nicht genug. Was in genanntem Werke nur nebenbei behandelt, nur als Einschüßel figurirte, mußte jetzt auch noch zum selbstständigen Thema erhoben, im Allgemeinen und Besondern durchgeführt werden, und so entstand das Büchlein „The Subjection of Women“. Es entstand gewissermaßen unter einer äußern Nöthigung, unter einem Drucke der Tagesströmung; und es kann diesen ihm angethanen Zwang auch von Anfang bis zu Ende nicht verbergen. Im Gegensatz zu Mill's früheren Schriften macht es einen doctrinären, das heißt langweiligen Eindruck. Es ist doctrinär, indem es einen unvermittelten aufgestellten Lehrsatz, unbefümmert um alle ihm entgegenstehende Praxis und Erfahrung, durchzuführen sucht. Es ist langweilig, weil es durch die Art der Darstellung nicht zu fesseln und wegen gänzlichen Mangels an triftigen Gründen nicht zu überzeugen vermag.

Gleich im ersten Capitel zeigt sich die Unsicherheit des Autors, deren er sich wohl bewußt ist, denn er beklagt sich über die große Schwierigkeit seines Unternehmens und namentlich über die Schwierigkeit der Beweisführung. Eigentlich, so meint er, liege diese gar nicht ihm und seinen Klienten, den Frauen, sondern ihren Gegnern, den Männern ob, welche dem Weibe die sociale und politische Gleichberechtigung absprechen und daher auch diese ihre Behauptung zu beweisen hätten. — Nicht nur jeder Jurist, sondern auch jeder logisch denkende Laie kann aus diesem Satze entnehmen, an welcher großartigen Begriffsverwirrung und Begriffsverwechslung Herr Mill leidet. Nicht die Männer, sondern die Frauen behaupten hier Etwas; die Frauen, nicht die Männer, prädiciren einen Anspruch, den sie deshalb auch nachzuweisen haben, während ihn die Männer, so lange der Nachweis nicht gelungen ist, nur einfach zu verneinen brauchen. Das ist logisch wie juristisch ein Axiom, das heißt eine unmittelbar gewisste, in sich selbst begründete und auch sonst Jedermann geläufige Denk- und Rechtsregel; nur Herr Mill kennt sie nicht, oder er will sie doch nicht kennen. In dem großen Prozesse, welchen er zwischen Frau und Mann in Scene setzt, vertauscht er überhaupt, je nachdem es ihm bequem ist, die Stellung der Parteien. Sein Buch ist doch eigentlich weiter Nichts, als eine lange Klageschrift in Sachen Weib wider Mann, mithin die Frau die Klägerin; trotzdem sucht er sie nicht selten als Beklagte, ja als peinlich Angeschuldigte hinzustellen, nämlich bloß um die Beweislast von ihr ab und auf den Mann zu wälzen.

Ist dieser Versuch, den Sachverhalt zu verdrehen, dem Leser Sand in die Augen zu streuen, schon sehr kläglich, so ist die Beweisführung, zu welcher Herr Mill sich endlich anschießt, noch viel kläglich. Sie besteht einfach darin, daß er sich auf seinen Lehrsatz setzt und mit ihm durch Dick und Dünn reitet, gegen Alles anrennt und über Alles hinwegzusetzen versucht, was wir seit Anbeginn der Geschichte als Brauch und Herkommen, Menschen-sitte und Naturgesetz betrachten und verehren. Alle diese Dinge sind für Herrn Mill keinen Pfifferling werth, sondern bloße Marotten, lauter Vorurtheil und Aberglaube, deren wir uns schleunigst und gründlichst entledigen sollten. Da ist zunächst das Gefühl, der Instinct, von dem wir uns in erster Reihe leiten lassen, von dem wir annehmen, daß schon er jedem von beiden Geschlechtern seine Sphäre und Thätigkeit anweise. Herr Mill aber hält es allein mit der Vernunft, er sieht verächtlich auf den Instinct herab; „denn Instinct, so sagt er wörtlich, nennen wir alle Regungen in uns, wofür wir keine vernünftigen Beweggründe aufzufinden vermögen.“ — Wenn also der Instinct uns treibt, zu essen oder zu schlafen, so sind das nach Herrn Mill Regungen, wofür wir keine vernünftigen Beweggründe aufzufinden vermögen.“ Wahrscheinlich ist auch das vorzugsweise dem Weibe angeborene Gefühl der Schamhaftigkeit in den Augen des Herrn Mill bloß ein solch unvernünftiger Instinct; er spricht dies zwar nicht aus, allein auf Grund seiner herrlichen Definition sind wir vollkommen berechtigt, auch dieses anzunehmen.

Da ist zweitens die Erfahrung, also die ganze Geschichte der Menschheit, welcher nichtsdestoweniger Herr Mill allen politischen Werth abspricht. Sie kann nach ihm absolut Nichts gegen den Anspruch der Frauen, gegen die von ihnen verlangte Gleichberechtigung und Gleichstellung mit den Männern beweisen, insofern sie dem Weibe noch nie Spielraum geboten, seine Gleichberechtigung darzuthun. Im Gegentheil beruhe das gegenwärtige System, welches die Frau dem Manne unterordne, ihr eine Sonderstellung und Sonderthätigkeit anweise, auf einer bloßen Theorie; und wenn die Erfahrung den Ausschlag geben sollte, so müßte man zunächst auch einmal den Versuch im umgekehrten Sinne machen. — Wo die so verächtlich bei Seite geschobene Geschichte aber unsern Philosophen in seinen Kram paßt, da bedient er sich ihrer ohne Zaudern. Er weist darauf hin, daß zu allen Zeiten auch Frauen Völker und Staaten gelenkt, Krieg und Politik getrieben haben, und die Geschichte eine ganze Reihe vortrefflicher und berühmter Herrscherinnen und Fürstinnen kennt. Er weist auf die Amazonen hin, auf jene kriegerischen Weiberstämme, welche etwa um 1300 v. Chr. an den Küsten des Schwarzen Meeres wohnten, keine Männer unter sich duldeten und alle neugeborenen Knaben tödteten. Zwar ist Herr Mill nicht sicher, ob die ganze Geschichte nicht eine Mythe sei; aber, so meint er, die Griechen hätten sie doch für historisch gehalten, und dieser

Umstand beweise, daß ihnen, nämlich den alten Griechen, „die Unabhängigkeit der Frauen weniger unnatürlich erschienen sei.“

Wir möchten nun gerade die entgegengesetzte Schlussfolgerung ziehen und behaupten, daß dem hochgebildeten und echt humanen Geiste der Hellenen das Volk der Amazonen als eine Abnormität vorgekommen sei, und daß sie gerade deshalb, um der Selbstankerkennung und Ungeheuerlichkeit willen, jene Mannweiber zum Gegenstande poetischer und künstlerischer Darstellung gemacht haben. Wir vermuthen, daß Herr Mill, falls er die Amazonenstämme nicht bloß als „Mythe“, sondern als historisches Factum aufzeigen könnte, sie dem, wie er einmal sagt, „reactionären neunzehnten Jahrhunderts“ gewissermaßen als Culturideal hinstellen würde. Wahrscheinlich fehlt es ihm nur an historischen Beispielen solcher Art, und deshalb wollen wir seinem Wissen oder doch seinem Gedächtniß hier zu Hilfe kommen. Vernehmen Sie also, Herr Mill! — Der König der Aschanti an der Westküste Afrikas besitzt noch heute eine Leibwache von 4000 Weibern, die, kinderlos lebend, seine tapfersten und wildesten Krieger sind, der Schrecken der Feinde, denn ihre Todesverachtung ist nicht geringer, als ihr Blutdurst. — Unter den Afghanen Indiens gibt es noch heute einen unabhängigen Stamm, in welchem die Frauen auf die Jagd reiten und Krieg führen, während die Männer daheim bleiben müssen; sie werden von den Frauen scharf überwacht, und jede Auflehnung ihrerseits gewalttham unterdrückt. — In Abyssinien, und zwar unter den dortigen Juden und Christen, existirt schon lange eine Theilung der Arbeit in dem Sinne wie sie die vorgeschrittenste Dame nur verlangen kann. Die Herren Ehefrauen besorgen dort die Viehzucht und den Ackerbau; wogegen die Mägde-Chemänner kochen und nähen, Kinder warten und das Haus in Ordnung halten. — Leider können wir Alles dieses bisher nur von Afrika und Asien, von heidnischen und uncivilisirten Völkern melden. Um so größer die Beschämung für das christliche und übercultivirte Europa! Mit Herrn Mill's und seiner Jünger Hilfe aber verhoffen wir auch unter uns die baldige Einkehr solcher emancipationsgeeigneter Reformen und Zustände.

Sollte man uns jetzt etwa den Vorwurf machen, daß wir es an dem nöthigen Ernst fehlen lassen und eine hochwichtige Frage nur lächerlich zu machen suchen, so müssen wir bekennen, wie wir nicht ganz sicher sind, ob denn auch Herr Mill überall im vollen Ernste spricht, ob er, genauer befehen, uns überhaupt nicht nur zum Besten hat, und zwar nicht allein uns, die angeklagten Männer, nein! sogar auch seine Klienten, die Frauen selber. Wie er nämlich auf das dritte Moment ansprengt, das dem jetzigen System als Stütze dient, wie er auf die Natur der Frau zu sprechen kommt, von der er behauptet, daß sie noch Niemand kenne, weil Dank der bisherigen Geschichtsentwicklung noch Niemand sie kennen könne, sagt er wörtlich: „Was man jetzt die Natur der Frauen nennt, ist etwas durch und durch künstlich Erzeugtes — das Resultat gezwungener Niederhaltung nach der einen, unnatürlicher Anreizung nach der anderen Richtung.“ — Sodann fängt er an zu bezweifeln und zwar je länger desto stärker: ob es denn überhaupt der Beruf der Frau sei, Gattin und Mutter zu werden; ob sie zum Heirathen überhaupt Lust und Neigung hätte? Und Herr Mill bezweifelt diese beiden Punkte nicht nur, sondern er behauptet schließlich ganz trocken: Die Frau heirathet unter heutigen Verhältnissen nicht freiwillig, sondern nur gezwungen; gezwungen durch die Uebermacht der Männer, welche die Ehe aus Politik, im Interesse der Gesellschaft für nothwendig halten; und gezwungen durch den Mangel an anderweiten Existenzmitteln, weil man der Frau die meisten anderen Erwerbs- und Berufszweige verschließt. — Ist das nun Scherz oder Ernst, meine Damen!? Allerdings hieße das den Scherz etwas weit treiben; aber solche Dinge im Ernst zu behaupten — das wäre ja noch weit unzersehrlicher, weil für Alles, was Weib heißt, eine unerhörte, maßlose Beleidigung. Nein, das wollen wir nicht annehmen. Jedenfalls aber sagt Herr Mill den Frauen nicht selten Sottisen, wie sie sich kein anderer Mann, und wäre er der schlimmste Weiberfeind und Weiberverächter, erlauben würde. Man höre z. B., wie er, obgleich für vollständige Gewerbefreiheit hinsichtlich beider Geschlechter, über Schriftstellerinnen urtheilt: „Was Frauen über Frauen schreiben, ist in vielen Fällen bloße Fuchschwänzerie bei den Männern. Viele unverheirathete Frauen scheinen in dem Schreiben nur eine Chance mehr zu erblicken, einen Mann zu bekommen. Andere, sowohl verheirathete wie unverheirathete, schießen über das Ziel hinaus und legen eine Servilität an den Tag, die größer ist, als sie von irgend einem Manne, mit Ausnahme des gewöhnlichsten, gewünscht oder erwartet wird. Diese letztere Erscheinung gehört jedoch schon mehr der Vergangenheit, wenn auch immer noch der jüngsten an. Die Schriftstellerinnen von heute fühlen sich mindiger und sind mehr geneigt, ihre wahren Empfindungen auszusprechen. Unglücklicherweise sind sie aber, besonders in England, selbst solche Kunstproducte, daß ihre Empfindungen zusammengesetzt sind aus einem sehr kleinen Theil eigener Beobachtungen und Erfahrungen und einem sehr großen Theil anempfundener und erzeugter Kräfte.“

Obwohl nun Herr Mill für die Namens der Frauen von ihm erhobenen Ansprüche keinen einzigen positiven Beweis beizubringen vermag, sondern sich gezwungen sieht, nach derjenigen Methode zu greifen, von welcher er Eingang seiner Schrift behauptet, daß sie nur von den angeklagten Männern gegenüber den klagenden Frauen angewendet werde — nämlich Alles zu verneinen, zu bestreiten und abzuleugnen, so hindert ihn das doch nicht, für seine Klienten zu verlangen, was nur erdentlich ist: die völlige Gleichberechtigung und Gleichstellung der Frau in der Familie, in der Gesellschaft, im öffentlichen Leben und im Staatswesen. „Die Ehe“, sagt er, „ist die einzige wirkliche Leibeigenschaft, die unser Gesetz kennt.“ Die Ehefrau nennt er bald die „Favorite“, bald die „Dadaliske“, bald die „Hausclavin“ des Mannes. Nach ihm ist schon der Ehecontract eine Beleidigung für die Frau, denn sie unterwirft sich darin der Oberherrlichkeit des Mannes. „Sie kann fortan Nichts thun, ohne seine wenigstens stillschweigende Erlaubniß. Sie kann für sich kein Eigenthum erwerben; in dem Augenblicke, wo es ihr zufällt, selbst durch Erbschaft, wird es ipso facto das seine.“ Das Gesetz betrachtet die Weiden als „Eine Person“, um daraus die Folgerung herzuleiten, was ihr gehöre, sei auch das Seinige; der Parallelschluß, was sein sei, gehöre ihr, wird aber niemals daraus gezogen.

Wir wissen nicht, ob sich diese Dinge noch wirklich so in England verhalten — aus der englischen Gesetzgebung hat noch nie ein Ausländer klug werden können; in Deutschland wenigstens ist es nicht der Fall und auch nie der Fall gewesen. Wir haben in den verschiedenen Provinzen ein verschiedenes Provinzialrecht; in einigen leben die Ehegatten in Gütergemeinschaft, in anderen besitzen beide Theile ihr getrenntes Gut; aber dort kann die Gemeinschaft der Güter ausgeschlossen werden, der Frau, was sie in die Ehe bringt oder später erwirbt, als besonderes Eigenthum gesichert werden. In diesem Fall ist ihr darüber die alleinige und ausschließliche Verfügung, ihre ausdrückliche Einwilligung darf und kann der Mann davon verwenden. Wo aber Gütergemeinschaft gilt, und scheint uns für die Ehe die zugleich natürlichste und idealste Richtung, da besitzt weder Frau noch Mann Etwas allein und besonders, sondern Weiden gehört Alles, und Jeder kann davon viel verbrauchen, als ihm beliebt. Nur Eine Ausnahme gibt und sie ist gerade zu Gunsten der Frau statuirte: zu kaufen und zu erwerben ist jedem Ehegatten auch auf eigene Hand freigestellt, aber selbst, wo Gütergemeinschaft herrscht, darf der Mann ohne Genehmigung der Frau keine liegenden Gründe veräußern, selbstverständlich umgekehrt.

in anderen besitzen beide Theile ihr getrenntes Gut; aber dort kann die Gemeinschaft der Güter ausgeschlossen werden, der Frau, was sie in die Ehe bringt oder später erwirbt, als besonderes Eigenthum gesichert werden. In diesem Fall ist ihr darüber die alleinige und ausschließliche Verfügung, ihre ausdrückliche Einwilligung darf und kann der Mann davon verwenden. Wo aber Gütergemeinschaft gilt, und scheint uns für die Ehe die zugleich natürlichste und idealste Richtung, da besitzt weder Frau noch Mann Etwas allein und besonders, sondern Weiden gehört Alles, und Jeder kann davon viel verbrauchen, als ihm beliebt. Nur Eine Ausnahme gibt und sie ist gerade zu Gunsten der Frau statuirte: zu kaufen und zu erwerben ist jedem Ehegatten auch auf eigene Hand freigestellt, aber selbst, wo Gütergemeinschaft herrscht, darf der Mann ohne Genehmigung der Frau keine liegenden Gründe veräußern, selbstverständlich umgekehrt.

Sodann darf Niemand behaupten, daß in Deutschland Ehefrau rechts- und eigenthumslos dasteht, sondern hier ist uns dünken will, die „Favorite“, die „Dadaliske“, die „Hausclavin“ hinsichtlich des Besitzes ihrem „Herrn und Gebieter“ völlig gestellt. Auch ist sie bei uns nicht, wie Herr Mill beklagt, auflöslich an den brutalsten Tyrannen gekettet.“ Sie kann jederzeit verlassen, gleichviel ob mit oder ohne gute Gründe, sie darf dann mit sich nehmen, was ihr zu nehmen gelingt, Geld und Güter. Der Mann kann sie in Deutschland keineswegs zwingen, wider ihren Willen zu ihm zurückzukehren; und er muß ihr sogar, auch wenn sie zurückzukehren sich weigert, die Ehe zum Lebensunterhalt gewähren. Auch bei uns ist die Ehegattung seit circa dreißig Jahren sehr erschwert, aber sie ist nicht wie in England, wegen der ungeheuren Gerichtskosten nur den Reichen gestattet, dem Armen dagegen geradezu unmöglich gemacht: nein, in Deutschland wird der Arme ganz unjenseitig geschickelt.

Indeß soll nicht geleugnet werden, auch in Deutschland das Weib als solches dem Gesetz gegenüber etwas beschränkter, der Mann. Gleichviel ob jung oder alt, ob ledig oder verheirathet oder verwittwet, sie wird in gewissen Fällen doch als Minorante betrachtet, sie kann gewisse Handlungen nicht ziehen ohne Genehmigung ihres Vaters, ihres Chemannes oder eines Curators, den ihr die Gerichte eigens zuordnen. — Ehrte Damen und Herren von der Emancipation, Sie trümpfen ob dieses Zugeständnisses! Aber bitte, lassen Sie uns erst ausreden. Wir haben ausdrücklich gesagt: nur in gewissen Fällen, nur bei gewissen Handlungen verfährt das Gesetz so, nun sollen Sie hören, wann und wo. Nicht immer, sondern da, wo es der Frau eignen Vortheil gilt, wo es nöthig ist, könnte, sie vor Schaden und Uebervorteilung zu wahren. Die Frau, gleichviel ob alleinstehend oder nicht, kann kaufen und verkaufen, nehmen und schenken, erwerben und veräußern — ganz so gut wie der Mann; aber sie kann es eigentlich nicht, rechtsgültig nicht ohne den Beistand ihres nächsten Anverwandten oder eines ihr von Gerichtswegen beigegebenen Curators, der die Acte beaufsichtigt. Hat ein solcher Beistand gefehlt, so ist die ganze Handlung ungültig; aber wohlverstanden! nur für die Frau, wenn die Frau zurücktreten will, oder dies ihr Interesse erhebt im umgekehrten Fall bleibt es bei Dem, was geschehen ist, die Gegenpartei hat nicht das Recht, sich desselben Einwandes bedienen, sondern die Ausnahme existirt wieder nur zu Gunsten der Frau.

Die ganze Ungleichheit zwischen Mann und Frau besteht also darin, daß das Gesetz vorzugsweise die Frau in Schutz nimmt, daß sogar das Gesetz die Frau mit ritterlicher Courtoisie behandelt. Freilich ist es schon dahin gekommen, daß eine „vorgezeichnete“ Frau in solcher Courtoisie wie in der ritterlichen Höflichkeit und Dienfertigkeit des Mannes ihr gegenüber ein Zeichen von Mitleid und Herablassung und deshalb als tödtliche Beleidigung sieht.

Was im Uebrigen die Ungleichheit zwischen Ehegatten, die angebliche Knechtung und Knechtschaft der Ehefrau betrifft, findet sie Herr Mill in dem Umstande, daß nach kirchlichen und bürgerlichen Satzungen die Oberleitung des Hauswesens, die entscheidende Stimme in allen innern und äußern Angelegenheiten dem Mann zustiehe. Er bestreitet zunächst die Nothwendigkeit einer Oberleitung überhaupt, daß ein Theil mehr Macht und Macht besitzen müsse, als der andere, sondern hält einen Compromiß zwischen Beiden allein billig und angemessen. Gleich darauf aber, wie Herr Mill denn sich nicht selten in Einem Athem zuge zu widersprechen liebt, findet er doch, daß eine Art von Oberherrschafft sich nicht gut entbehren lasse, daß ein Compromiß nicht ununterbrochen geschlossen werden könne, weil das zu ermüdend und langweilig sein dürfte, daß viele Dinge auf den Willen nahe daran, einen Wechsel in der Regierung vorzuschlagen — wir können nicht ersehen, ob dieser Wechsel Jahr um Jahr, Monat um Monat oder gar alle Tage, vielleicht alle Stunden stattfinden solle — da kommt ihm ein großer Gedanke, und er verkündet eine tief sinnige Entdeckung: „Die natürlichste Eintheilung“, sagt er, „ist eine Theilung der Gewalt zwischen Beiden, so daß Jedes absolut in seinem Departement wäre, und jede Veränderung im System und in den Grundlagen der Zustimmung Beider bedürfte. Eine derartige Theilung kann und dürfte auch nicht vom Gesetz vorher bestimmt werden, da sie sehr von individuellen Fähigkeiten und von der Zweckmäßigkeit in jedem einzelnen Falle abhängen wird.“

Uns nun will es scheinen, als ob diese Theorie des Herrn Mill nicht mehr ganz neu, sondern bereits in den überwiegten meisten Ehen eingeführt wäre, sich als sehr praktisch bewährt und deshalb auch überhaupt allgemeine Geltung habe. In den meisten Ehen, die wir kennen, haben Mann und Frau ihr besonderes Departement, besorgt in der Regel die Frau die innere Wirtschaft und sie würde es dem Mann übel nehmen, falls er sich erlauben wollte, ihr in die Küche zu gucken oder ihr Leinwand zu revidiren. Wir haben auch schon von Ehen gehört, wo die Frauen den äußern Geschäften nachgeht, der Mann dagegen zu Hause ist und die Kinder einwiegt: — solche Ehen sollen aber nur Ausnahmen bilden.

Herr Mill muß nicht nur zugeben, daß es weder möglich noch rätlich sei, durch Gesetze zu bestimmen, wem die Oberleitung in der Ehe gebühre, und in welcher Weise dajelbst die Macht zu theilen sei; noch mehr, er läßt schließlich durchblicken, daß in der Regel die Autorität dem Manne ganz von selber zufalle und auch wohl mit Recht ihm zufalle, indem er erstens gewöhnlich der Ältere sei, zweitens die Existenzmittel erwerbe und drittens durch geistige Ueberlegenheit und größere Entschiedenheit des Charakters vorrage.

Wenn aber Herr Mill dies Alles einräumt und selber

der Bibarrambla, die noch heute dieselbe Gestalt und fast dieselbe Häuserdecoration hat, wie vor vierhundert Jahren, wurden die Turnierschranken aufgerichtet. Auf einem schwarz behangenen Balcon, wie uns arabische Chronikschreiber erzählen, befand sich die Sultani Zoraya in Trauerkleidern, umgeben von ihren Frauen und Dienerinnen, mit Ergebenheit ihr Schicksal erwartend. Alle Fenster, Balcone, Erker und Altane waren mit Zuschauern gefüllt. In der Mitte der Schranken hielten die vier Begirritter, welche „den Morgenstern“ beschuldigt hatten. Sie trugen grüne und schwarze Kleider über ihre Rüstungen, grüne und schwarze Federn bildeten ihren Helmschmuck. Auf ihren Schildern sah man Schwerter, an denen Blut herabtropfte, und mit goldnen Buchstaben die Inschrift: „Für die Wahrheit wird es vergossen“. Aber von Morgens acht Uhr bis Nachmittags zwei Uhr hatte sich noch kein Kämpfer für die Sultani gemeldet. Da auf einmal hörte man Lärm und Rufen hinter dem Thore von Bibarrambla. Das Thor öffnete sich, und in die Schranken sprengten auf mächtigen Rossen vier Ritter. Alle vier trugen himmelblaue Gewänder über die funkelnenden Stahlrüstungen, Turbane von weißem Innen, mit goldnen und blauen Streifen durchwirkt, wanden sich um die Helme, auf deren Spitzen Büsche von blauen, grünen und roten Federn wehten. Die Devisen ihrer Schilder bezogen sich auf die Gegner, mit denen sie für die Ehre „des Morgensterns“ fechten wollten. Eine von diesen Devisen lautete:

„Himmeln will ich ihn heben,
Daß er desto tiefer falle,
Für die weltbekannte Bosheit,
Die er ohne Scheu begangen.“

Nach einem wilden und erbitterten Kampfe wurden die vier Begirritter von ihnen niedergeworfen und getödtet. Die vier unbekanntenen Kämpfer waren christliche Ritter, welche aus dem castilischen Lager kamen, um für die Ehre der Königin zu streiten. Die Geschichte hat uns ihre Namen aufbewahrt. Es waren Don Ponce de Leon, Don Alonso de Agilar, Don Johann Pachon und der Alcade von Donzelles. Ein Ponce de Leon ist noch heute Commandant der Alhambra. Meine Freundin Hedwig Henrich, zu deren rosenumranktem Landhaus der dritte jener drei Wege führt, die sich vor den Glücklichen erschließen, welche den rauschenden Wald der Alhambra betreten, ließ sich von ihm für mich eine Karte geben, die mir zu jeder Tageszeit das eiserne Thor im Thurm der Gerechtigkeit öffnete. Der Ausgang des Kampfes rettete freilich dem „Morgenstern“ das Leben, aber nicht den Abencerragerrittern. Der König lud dreißig von ihnen, darunter Aben-Hamet, nach der Alhambra ein und ließ den Palast schließen. Einmal führte man sie aus dem Löwenhof in den Saal, zu dessen Kuppel wir bewundernd hinaufschauen, und einem nach dem Andern wurde, sowie er in den Saal trat, am Rande des Marmorbassin der Kopf heruntergeschlagen.

Nun steigen wir in der Schlucht, welche die Mauern der Alhambra vom Glenaberge trennen, zur Generalife, „dem Hause der Feste“, hinauf. Ein schmaler Pfad windet sich durch das dicke Gebüsch zum Rücken des Berges hinan, aus dessen Gipfel, wie Hailbronner sagt, „die weiße Saracenenpracht in grünen Frühlingschmucke vor uns steht, rührend und einnehmend wie ein schönes, blaßes Mädchen, das in seidenem Festgewand und Brautschleier, Rosen und Myrthen durch das dunkle Haar geschlungen, sitzhaft und ergeben am Altare den glücklichen Bräutigam erwartet.“ Die Generalife war das Sommerloos der maurischen Königinnen und diente als „Haus der nächtlichen Feste“, welche uns die arabischen Liebesromane in prächtigen Worten schildern, während die officiellen Feste im königlichen Palast selbst, im Saal der Gesandten gefeiert wurden. Berühmte Pfade führten damals durch das Gebüsch der Schlucht, durch welche wir hinaufsteigen. Nach einer Viertelstunde stehen wir vor einer weißgestrichenen, von einem maurischen Bogen überwölbten Pforte. Der Klopfer fällt; die Thür öffnet sich von Innen; wir treten ein und befinden uns plötzlich im Innern des Schlosses, welches wir im Hintergrunde eines orientalischen Gartens gerade vor uns erblicken; und zwar sehen wir die Rückseite der Generalife; ihre Fassade ist dem steilen Abhange des Berges nach dem Alhambra zugeteilt. Ein offener Säulengang zur Linken führt uns am Rande des Berges zu dem kleinen, ein längliches Viereck bildenden Palaste; rechts steigen terrassenförmig die Zaubergärten „des Hauses der Feste“ die grüne Berghöhe hinan, deren Gipfel ein weißer Pavillon krönt. Der Palast ist zweistöckig. Das Erdgeschoß enthält einen hohen und luftigen Salon nebst zwei kleineren Räumen zu beiden Seiten, welche sich auf eine offene, von schlanken, weißen Marmoräulen getragene Bogenhalle öffnen. Dieselbe bildet nebst einer zweiten, über sie gestellten Halle und einem von einer Galerie umgebenen Belvedere die Fassade. Früher war diese Fassade ganz mit der feinen Filigranarbeit aus Stuck bedeckt, welche wir in den Höfen der Alhambra bewundern, und welche Spitzenschleier gleich, während die Decken der Arkaden in reichster Vergoldung und buntestem Farbenschmuck strahlten. Heute sind Fassade, Bogengänge und die Wände der inneren Säle, Dank dem Geschmack des Verwalters des jetzigen Besitzers, des italienischen Grafen Pallavicini, des Eigentümers der bekannten Villa bei Genoa, mit einer weißen Kalktünche überzogen, unter der das Auge die wunderbare maurische Filigranarbeit nur mit Mühe zu entdecken im Stande ist. Der Graf ist niemals in Granada gewesen, hat also die architektonischen Schönheiten seines Schlosses ebenförmig gesehen, wie ihre Verunstaltung. Die Wände der inneren Räume sind mit den Portraits Ferdinand's des Katholischen und seiner Gemahlin, der Eltern Karl's des Fünften, und den Familienbildern des Grafen Pallavicini decorirt, welche ihren historischen Werth haben mögen, doch nicht hierher gehören. Aber die Gärten sind glücklicherweise durch Nichts entstellt; sie prangen noch heute in ihrer arabischen Schönheit und tropischen Vegetation, wie zur Zeit Boabdil's, des letzten Maurenkönigs. Steigen wir ihre Terrassen hinan. Währenddem verkörpern sich von neuem vor uns die Poesie und Romantik eines arabischen Zaubermärchens. Durch Marmortreppen, durch Thore aus Bronze-Filigran und durch rankenbekleidete Mauern sind die einzelnen Terrassen getrennt und zugleich verbunden. Die Blumenbeete liegen, wie im Garten des Alcazar in Sevilla, einige Zoll tiefer, als die mosaikgeplasterten Wege, welche in Schlangenwindungen aufwärts bis zum Gipfel des Berges führen. Neben den Wegen, neben den Stufen der Marmortreppen, an den Rändern der Terrassen laufen Rinne von bunten Azulejos, welche das eiskalte Wasser der auf dem Gipfel des Glenaberges entspringenden Vilienquelle zu den Blumenparties, zu den Lorbeerwänden und zu den Stämmen der riesigen Bäume führen. Ueberall murmeln und plätschern wieder die Wasser und mischen ihren Gesang mit

dem Rauschen eines mächtigen Springbrunnens, der seinen Wasserstrahl hoch hinaufwirft, um ihn in Millionen silberner Tropfen und Strahlen in ein weites, weißes Marmorbecken niederfallen zu lassen. Und welche dichte Fülle von tropischer Vegetation, von Blüten, Blumen und Blättern, zwischen denen wir von einer Terrasse zur andern emporsteigen! Unter Laubengängen von Granaten, Lorbeeren und Drangen, zwischen Rosenhecken und Beeten, aus denen uns die ganze Blumenfülle des Orients entgegenduftet, kommen wir durch Auen von mächtigen Cypressen, deren dunkle Stämme von hellen Rebengrünlandern umschlungen sind, an offenen Lauben und aus Laubwerk gebildeten Tempeln vorüber; dort ist die Lorbeerlaube, wo während eines jener nächtlichen Feste sich die schöne Königin und der Abencerragerritter gefunden haben sollen; hinter der Lorbeerlaube ragen die schwarzen Cypressen hoch in den sonnenfunkelnden spanischen Himmel auf, die einzigen Zeugen jenes Stelldcheins; sie stehen schon weit über ein halbes Jahrtausend an dieser Stelle und haben das maurische Königreich in seiner Pracht sowie in seinem Untergange gesehen. Und immer mehr erweitert sich der Rundblick, je höher wir steigen; immer verändert und vermehrt sich die Farben- und Blumenpracht der einzelnen Terrassen, auf welche wir hinablicken. Nun sind wir oben auf der Höhe des Berges, neben uns sprudelt die Vilienquelle; wir umfassen jetzt mit einem Blicke die ganze Schönheit und Herrlichkeit des Thals von Granada, und alle Erinnerungen der Romantik, welche den Kampf des Kreuzes mit dem Halbmond begleiteten, verkörpern sich vor uns in sichtbaren Momenten. Ein solcher Aussichtspunkt existirt nicht zum zweitenmal auf der Erde! Gerade unter uns das weiße Saracenenloos in seiner Blütenpracht; zur Rechten in der Schlucht die zerstreuten Häusergruppen des Alhambra, des Stadttheils von Granada, wo, nach dem Fall der arabischen Herrschaft, die zurückgebliebenen Mauren und Juden wohnen mußten, ein maurisches Ghetto; jenseit auf grünem Hügel, durch die waldbedeckte Schlucht vom Glenaberge getrennt, die rothen Mauern und Thürme der Alhambra, aus dem köstlichen Walde aufsteigend, den wir bei Beginn unseres Spaziergangs durchschritten haben; am Horizont die mit einem weißen Schneemantel umhüllten schroffen Abhänge und Höhen der Sierra. Die Ebene bildet die reiche „Vega“ von Granada mit ihrem lichten Grün, mit ihren weißen Landhäusern, mit ihren Ulmen, Platanen und Kastanien. Alle Erinnerungen aus dem letzten Feldzuge des christlichen Spaniens gegen das letzte maurische Königreich tauchen aus der reichen, grünen Ebene vor uns auf. Wir sehen Santa Fé, wo das Lager König Ferdinand's stand; die heutigen Straßen des Städtchens bildeten die Zeltgassen; dort ist die Kapelle am Ende jenes Orangenwäldchens, wo die Königin Isabel bald in die Hände einer maurischen Streifschaar gefallen wäre. Nur die Schnelligkeit ihres andalusischen Pferdes rettete sie vor der Gefangenschaft. Und dort erblicken wir die weißen Häusergruppen von Alhambra, welches den Schlüssel der Ebene von Granada bildet, nach dessen Fall sich die Feldherren König Ferdinand's zur Belagerung der Königsstadt anschickten. Von seinem Falle singt der arabische Dichter:

„Durch die Straßen von Granada
Einst der Mohrenkönig ritt;
Von dem Thore von Guira
Bis zu dem von Bibarrambla;
Wehe mir! — Alhambra!
Kamen Briefe an den König,
Daß Alhambra sei gefallen;
Ward die Briefe in das Feuer,
Und die Boten hieb er nieder;
Wehe mir! — Alhambra!“

Und dort jener kleine spitze Berg, der sich am Ausgange der Bergkette der Alpujarras über den ganzen Höhenzug so deutlich erhebt, welche Bedeutung hat jener Berg in dem maurischen Drama, das nach sieben Jahrhundert in diesem Thale endigte? Der Berg heißt noch heute „El sospiro del Moro“ — „der Seufzer des Mauren.“ Von jenem Berge erblickte der wegziehende König Boabdil nach dem Falle Granada's zum letzten Male das verlorenere Paradies. Und —

„Ach, bei diesem Anblick brachen
Aus des Königs Brust die Seufzer;
Thränen überflütheten plötzlich
Wie ein Sturzbach seine Wangen.“

„Düster von dem hohen Felser
Schaut herab des Königs Mutter,
Schaut auf ihres Sohnes Jammer
Und sie schalt ihn stolz und bitter:

„Boabdil el Chico“, sprach sie,
„Wie ein Weib beweinst Du jeho
Jene Stadt, die Du nicht wüßtest
Zu verteidigen wie ein Mann.““

Die Mode.

Meine Studien über die neuen Frühjahrs- und Sommerhüte, die mit den Modellen aus Berlin und Paris bei Kammerer begannen, sind längst beendet. Besuche der Magazine und Promenaden haben seitdem meine Kenntnisse mannigfach erweitert und bereichert. Dennoch könnte ich auch heute noch nicht einen bestimmten Gut als den moderneren nennen. Die Mode scheint es eben müde zu sein, alle Köpfe unter Einen Hut zu bringen, und bietet die verschiedensten Formen und Größen die Fülle. So sieht man eher minder große — richtiger gesagt, kleine — Façonhüte. Man arrangirt sie wie im vergangenen Jahre vorn diademförmig, legt Blumen und Blätter darüber und gibt dem Gütchen einen Namen, Chapeau Long-champs, Créneaux, Sirène oder dergl.; jeder ist ein wenig anders, als der andere. Oder man läßt das Diadem fort und macht dafür das Gütchen vorn hoch und bauschig, garnirt es mit Blumen, in Falten gereicher Spitze, Stoffrüschen u. c., und nennt's Chapeau Princesse, Ophélie oder anderswie. Die runden Hüte lassen sich beinahe noch weniger commandiren; nur bezüglich des Stoffes zieht man Strohgürtel dem schwarzen Tüll und schwarzer Spitze vor. Der fette „Salontöler“ des Winters lebt, leichter und luftiger, auch im Sommer fort; andere Hüte sind beinahe glodenförmig mit wenig marivertem Kopf, andere — die sogenannten Schäferhüte — haben den breiten Rand nur vorn und hinten leicht gebogen.

Die runden Hüte, namentlich die größeren, haben sehr häufig anstatt der Bindebänder eine lange Wandschlinge, welche, mit den Enden im Hute befestigt, hinten herabhängt und an der linken Seite mit einer Wandschleife oder einem Blumentuff garnirt ist. Die Bindebänder an den Façonhüten erlegt häufig ein Collier aus Band und Spitze. An der linken Seite dieses Colliers eine Schärpe aus Band und Spitze, deren Ansatz eine Schleife bedeckt. Blumenzweige und Blumentuff, Federn, Tüll-Schärpen, Spitze, Bandschleifen u. c., das Alles bietet sich uns zur Garnitur der Hüte dar. Hüte aus crêpe-de-Chine besetzt man gern mit Seidenfransen.

Die Sonnenschirme haben die gleiche Form wie im vergangenen Jahr. Die Vorrichtungen und Sparfüßen geben hellenweissen Schirmen eine zweite Bekleidung aus Null, die, mit leichten Stichen nur befestigt, leicht sich wieder abnehmen läßt. Eleganter sind Bekleidungen aus weißer oder schwarzer Spitze, point-lace-Stiderei, Filéguipüre oder dergl.

Feine gelbe oder graue Leinwand, Alpaca oder foulard ceru für einfachere Schirme, Grosgrain, poul-de-soie u. c. für elegante. Zum Schirmfutter verwendet man sowohl weiße Marcelline, wie Lasset oder Marcelline

von der Farbe des Oberstoffs; auch schwarze wie weiße Schirme farbigen Futter haben.

Wir garniren die Schirme mit ausgefalteten oder gezähnten oder Nischen von dem gleichen Stoff, mit spitzenbesetzten und gefalteten Mullfrisuren, mit Bordüren in Blättlich, Kettenfisch, point-lace oder point-lace-Stiderei u. s. w. Auf hellweissen Schirmen bilden ähnlich einander genähete, etwa 5 Centimeter breite weiße febern eine hübsche Garnitur. Reize-Sonnenschirme sind größer, gewöhnlichen, und meist mit grauer oder gelblicher Leinwand, mit foulard ceru oder dergl. überzogen.

Ich gestatte mir, gleich hier alles übrige auf die Reize-Sonnenschirme einzuschalten. Der englische Wollenstoff beige ist für Reize-Sonnenschirme empfehlenswerth, andere Damen hinwieder ziehen schwarz und violette Stoffe (Waidstoff, Diagonalstoff, taffetas renforcé u. c.) vor. Vorden, Nischen, Sammetband, Franze oder dergl. garniren am unteren Rande, und um der Mode auch auf der Reize einige Nische zu machen, ziehen wir über jenen ersten einen zweiten, ähnlichen, aber gestrafften Rod. Die neuen Regenmäntel bestehen in einem saftförmigen Paletot, mit oder ohne Gürtel zu tragen, sowie eine offene, aber mittels Knöpfe oder Knopfbänder schließbare Rod, der nach Wind und Wetter umhört, oder, wann im warmen Sommer Paletot allein uns genügt, in den Plaidriemen schnallen. Befestigt beinahe so lang wie das Kleid. Runder Hut mit Gazeschleier, langeschne und hohe Lederstiefel vollenden das Reizeoutfit.

Promenaden-Anzüge aus zwei verschiedenen Stoffen sind noch beliebt; zum unteren Rod wie zur Taille wählt man gewöhnlich zum oberen gemusterten Stoff. Aus letzterem sind aber zuweilen Kerml. Ein anderes elegantes Arrangement stellt Taille und untere Crêpe-de-Chine zusammen, welchen letzteren eine Seidenfranze mit gekrümmter Vorderseite garnirt.

Die oberen Röde sind gewöhnlich vorn offen oder werden nicht durch einen mehr oder minder langen, mit der Taille verbundenen Schürze hohe Taillen haben gewöhnlich einen herzförmigen Ausschnitt.

Was die Garnituren betrifft, so verwendet man noch immer liebe Sammet für alle möglichen Garderobegegenstände. Ebenso bilden Garnituren aus schwarzer oder weißer Spitze oder aus beiden. So werden schwarze Hüte oft mit weißen Spitzenfrisuren oder Nischen geschmückt. Garnituren von weißem Guipüre-Einfaß und Frisuren halten gereicher weißer Guipüre-Spitze eignen sich besonders für Schürzen, Sonnenschirme u. s. w. von schwarzer Seide.

Reize- und Promenadenhüte sind erlaubt, bleibt noch der Garten. Er ist meist rund und darf vernünftiger Weise so groß sein, daß er Sonne schützt. Gartenhüte aus weißem Null haben fast immer ein „Binon“ oder Seidenfutter und werden mit Mullfrisuren und Nischen außer den Strohhüten aber gibt es auch Gartenhüte aus feiner weißer Leinwand.

Zu Gartenhüten empfehle ich Bekleidung und Futter von grauer Leinwand, erstere mit point-russe-Stiderei von weißem Gezier. Diese Bekleidung nämlich läßt sich mit Hilfe einer Wäsche ohne vom Gestell getrennt zu werden.

Ein letztes Wort noch — Triumph, vielleicht das letzte! — vom Man scheitelt neuerdings das Hinterhaar der Mitte entlang, ordnet zwei dreifährige Flechten und legt diese französisch um den Kopf, mit einem Schildpattamm besetzend. Und so nahm der Chignon dientes Ende.

Veronica von

Räthsel.

Geworfen wird es überall
Und läßt sich doch nicht fangen;
Es fällt auf Alles, doch der Fall
Verursacht Keinem Bangen.

Auflösung des Räthsel Seite 168.

„Am Giebel und am Dach
Nerst man des Wirths Gemach.“

Auflösung des Räthfels Seite 168.

„Die Kirche.“

Correspondenz.

Verehrerin 21 in J. Wir waren selten im Stande, eine Frage lebendig und mit fester Ueberzeugung beantworten zu können. Sie das neueste Kochbuch: Speise und Trank, von Ludov. George Hefstiel!

Zwei langjährige Abonnentinnen in P. Wir empfehlen Ihnen haubensond in Frivolitätenarbeit, Abb. Nr. 6 auf S. 54 d. B. „Fürs Schneefestchen.“ Verschiedene Einsegnungstollsten fanden Seite 105 d. B. Zum Umhänge eignet sich sowohl ein kurzer (siehe Paletot, als auch ein langer Falma.

D. K. in St. J. Zum Schuh für die Wand wird über dem Schuh Rissen aufgehängt. Wir brachten solche Rissen zu wiederholen im Bazar, zuletzt mit Abbildung Nr. 72 auf Seite 95 d. B. Richtigen Sie ohne Schoß her. Dem Rod können Sie am unteren einen breiten Volant ansetzen, da dies Arrangement nicht viel Stoff erfordert, als ein glatter Rod. Wünschen Sie indes ohne Volant, so garniren Sie ihn mehrmals mit breiterem Sammet.

Abonnettin in Hannover. Weiß wollenen Strümpfen, Jaden u. die durch häufiges Waschen gelb geworden, gibt man die fröhliche dadurch wieder, daß man sie angefeuchtet in Schwefelbädern legt.

Marie; M. v. S. In einer späteren Nummer.

Mutter von 6 Söhnen. Schritte für vollständige Herren-Anzüge der Bazar deshalb nicht, weil letztere, sollen sie gut sein, bei eines geschickten Schneiders erfordern, die in solcher Arbeit um Frauenhand also nicht für sie genügt. Einen Havelochschnitt, wir nicht mehr bringen, da diese Art von Mänteln schon wieder der Mode ist. Wenn der Anzug für Knaben von 14 bis 16 Jahren, welchen wir in einem früheren Jahrgange veröffentlichten, Ihnen gelungen, so war dies nicht Schuld der Schnittmuster, sondern Wahrscheinlichkeit nach Folge eines Verfehles beim Zuschneiden beim Zusammenfügen der Schnitttheile.

Langjährige Abonnettin in Littenhau. Wenden Sie das Stärk-Präparat von Struwe in Oserode am Harz an. Die Gebrauchsanweisung wird mit dem Präparat zugleich verabsolgt.

Ein paar alte Abonnetinnen. Lassen Sie die gezupfte Seide u. und dann Strümpfe, Jaden, Decken oder dergl. daraus weben.

Treue Abonnettin des Bazar. Selbstverständlich können unsere Muster unmöglich für alle Figuren passen, sondern müssen der besten Figur gemäß entweder verleinert oder vergrößert werden. Anleitung hierzu brachten wir auf S. 189—192 d. Bazar 1869.

J. H. W. B. in R. Die Erfüllung Ihres Wunsch's würde nicht zu unserem gemeinern Interesse sein.

Alte Abonnettin in Bad Nauheim. Wir bedauern, keinen Rath machen zu können.

A. F. auf C. bei St. Wählen Sie den Kittel, Abbildung Nr. 11 Seite 3 d. B.

Treue Abonnettin in Wien. Aus der Beduine läßt sich ein Talma ein Paletot herstellen; der Stoff der Mantille reicht vielleicht zu kurzen Jäckchen aus. Veltre Damen dürfen noch immer Mantillen u. Trüdelstis. Besten Dank für die eingesandten Frivolitäten, die Gelegenheit verwenden werden.

Z. D. Nichten Sie den Promenadenanzug nach einem der Schnittmuster Seite 124 d. B. her.

Abonnettin. Die erwähnte Bluse für Knaben können Sie nach der eines Oberhemdes, doch kürzer, als ein solches fertigen.

Grf. A. Verschiedene Reize-Anzüge brachten wir auf Seite 153 d. B. Aufbewahren von Betten bedient man sich meist eines verschleißigen Holzkastens.

H-n in Lund. Die im Bazar 1869 erschienenen Wäschegegenstände noch modern, doch werden wir auch in diesem Jahre eine reiche Wahl veröffentlichten.

Langjährige Abonnettin in Ch. in Sachsen. Wählen Sie z. B. Dessin, Abbildung Nr. 54 auf Seite 304 des Bazar 1869, welches sich kreuzförmig ausgeführt werden kann, oder eins der Dessins, Abb. Nr. 10 auf Seite 364 und Nr. 18 auf Seite 372 beselben B. Die beiden können Sie nach eigenem Geschmack bestimmen.